

FERN BRADY

**Strong
Female
Character**

Übersetzung aus dem Englischen von
Doreen Reeck

psla



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her. Mit den Druckereien arbeiten wir kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Für die Aktualität der in den Fußnoten angegebenen Links übernehmen wir keine Gewähr.

pola-Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:
»Strong Female Character«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2023 by Fern Brady

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2024 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Anna Valerius, Köln
Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille, Köln
Umschlagmotiv: © Raphael Neal
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Warnock Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7596-0011-0

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Für Conor

In diesem Buch erzähle ich meine Wahrheit. Um die Privatsphäre anderer Personen zu schützen, habe ich Namen und weitere identifizierende Details durchweg geändert. Solltest du also meinen, jemanden in diesem Buch wiederzuerkennen, dann kann das nicht sein.

What constitutes a problem is not the thing, or the environment where we find the thing, but the conjunction of the two; something unexpected in a usual place (our favourite aunt in our favourite poker parlour) or something usual in an unexpected place (our favourite poker in our favourite aunt).

Jeanette Winterson, *Oranges Are Not the Only Fruit*

1

Mehrmals in der Woche telefonierte ich lange mit meinem Dad, während er die zwei Stunden von seiner Arbeit in London zurück nach Hause pendelte. Bei einem dieser Telefonate erzählte ich ihm etwas, das ich vor einigen Tagen erfahren hatte. Mir graute davor, es anzuschneiden.

»Am Dienstag wurde bei mir übrigens Autismus diagnostiziert.«

»Wer hat dir das denn erzählt?« In seinem Tonfall schwang Unglaube mit.

»Eine Ärztin im Lorna Wing Centre, deren Spezialgebiet Autismus bei erwachsenen Frauen ist«, antwortete ich, sofort genervt, weil er annahm, jemand hätte es beiläufig erwähnt oder ich nur irgendeinen Onlinetest gemacht.

»Oh, okay. Der Verkehr in London is verrückt, was?«

(Als meinem Opa ein Bein amputiert werden musste, erzählte Dad das so locker nebenbei, als ginge es ums Wetter: »Opa liegt im Krankenhaus, und wir denken, dass sie ihm das Bein abschneiden werden.« Am nächsten Tag folgte ein Anruf mit einem nüchternen »Also, Opa is tot.«)

Ich tigerte in der Küche umher und versuchte, die Fassung zu bewahren, das Telefon immer noch gegen meine Wange gepresst.

»Weißt du, ich hatte da diesen Traum, in dem ich dir von der Diagnose erzählt habe, und du hast so untypisch mitfühlend und lieb reagiert, dass ich vor Lachen aufgewacht bin.«

»Ah ja. Ich hab geträumt, dass wir nicht genug Decken im Bett hatten und ich Julie darum gebeten hab, doch ein paar mehr zu holen, weil ich mir einen abgefroren hab.«

Ich fing an, die Spülmaschine einzuräumen, während er mir weiter von seinem Traum erzählte, ohne mein völliges Desinteresse zu registrieren. Ich wartete, bis er fertig war, und sagte dann: »Nun, man nimmt an, dass Autismus von einem Elternteil vererbt wird, und ich schätze, das beantwortet wohl die Frage, von wem ich es habe.«

»Von wem? Deiner Mutter?«, fragte er todernst.

Frustriert pfefferte ich ein Messer in den Geschirrspüler.

»Willst du mich verarschen? Von dir! Von dir, du Irrer! Ist dir schon mal aufgefallen, dass du keinerlei Fähigkeit besitzt, soziale Hinweise oder menschliche Emotionen zu deuten?«

Dad und ich waren uns insofern ähnlich, als wir beide auf der Arbeit in Schwierigkeiten gerieten, weil wir den Leuten unverblümt ins Gesicht sagten, wenn sie mit etwas falschlagen. Wir hatten beide eine eigenartige Art zu kommunizieren.

Ich versuchte, mir seine Reaktion vorzustellen. Ich sah ihn vor mir, wie er entspannt vor sich hinfuhr und ausdruckslos aufs Navi schaute, absolut unbeeindruckt von alledem.

Verhalten fügte er hinzu: »Ich weiß nicht mal, was ein verdammter sozialer Hinweis ist.«

»Tatsache. Nun ja, so was in die Richtung wie: Wenn einen die eigene Tochter anruft und erzählt, dass bei ihr gerade Autismus diagnostiziert wurde, würde eine normale Person Sachen sagen wie ›Oh, und wie kam es dazu, dass du das hast untersuchen lassen? Wie fühlst du dich? Geht's dir gut?‹ Verstehst du? Irgendwas in der Art?«

Mittlerweile schrie ich. Ich unterhielt mich gerne mit

meinem Dad, denn während ich meine Mutter wegen ihrer unberechenbaren Launen mit Samthandschuhen anfassen musste, konnte ich ihn einfach anbrüllen, ohne dass ihn das emotional auch nur ansatzweise aus der Fassung brachte.

»Also, ich hoffe, sie haben deine Mutter verhaftet.«

Keine Ahnung, warum ich diesen Computer immer wieder mit den gleichen Informationen fütterte und ein anderes Ergebnis erwartete. Er war dazu nicht in der Lage.

»Warum sollten sie das tun? Mum fühlt sich schuldig, weil ihr mir keine Unterstützung besorgt habt, als ich jünger war.«

»Sie ist die verdammte Autistin!« Dad benutzte das Wort nun fröhlich wie ein Kind, das ein neues Schimpfwort gelernt hatte.

»Das glaube ich nicht. Sie hat ziemlich normal und menschlich auf das Ganze reagiert und war mir eine Riesenhilfe.«

»Sicher«, sagte er, klang aber abgelenkt. An seinem veränderten Tonfall merkte ich, dass er seine Nachrichten checkte.

Tatsächlich weinte Mum seit meiner Diagnose viel. Schuldgefühle quälten sie, und sie wiederholte unablässig, wie offensichtlich meine autistischen Züge immer gewesen waren: dass ich als Baby weder gehalten noch gekuschelt werden wollte. Dass ich besondere Interessen gehabt hatte, wie zum Beispiel mir mit acht selbst Dänisch beizubringen. Oder dass ich komplett ausrastete, weil ich das Gefühl bestimmter Kleidungsstücke auf meiner Haut nicht ertrug. Es machte ihr zu schaffen, dass die Anzeichen nicht nur übersehen, sondern mir als absichtlich schwieriges Verhalten ausgelegt worden waren. In meiner Kindheit und Jugend hatte man mir immer wieder gesagt, dass ich sehr, sehr cle-

ver, aber auch sehr, sehr böse sei – und dennoch konnten weder meine Mutter noch mein Vater nachvollziehen, warum mir nun ein Job Spaß machte, bei dem mir Menschen abwechselnd zujubelten oder mich ausbuhten.

»Ich warte immer noch darauf, dass du etwas Normales sagst, Dad. Noch kannst du.«

Am anderen Ende der Leitung konnte ich die Zahnräder in seinem Kopf förmlich rattern hören.

Es entstand eine Pause.

»... Was hast du heute zu Abend gegessen?«, versuchte er es.

Ich lehnte die Stirn gegen einen Küchenschrank, während ich eine Schublade öffnete und wieder schloss, die ich im Lauf der Jahre mehrfach zertrümmert hatte und die seitdem nicht mehr richtig funktionierte.

»Pad Thai.«

»Nie gehört.«

Als ich mit fünfzehn das erste Mal depressiv wurde, hatte mich mein Dad eines Abends hysterisch weinend vorgefunden und panisch meine Mutter angeschrien: »Sie werden sie ins Scheiß-Carstairs stecken!« Carstairs ist eine Hochsicherheitspsychiatrie in Schottland, in der man Serienkiller wegsperret, die Dinge getan hatten wie Menschen bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen. Stattdessen diagnostizierte unser Hausarzt halbherzig eine Zwangsstörung und eine Depression, nachdem ich ihm mitgeteilt hatte: »Ich habe zwanghafte Routinen, und es geht mir schlecht, wenn ich sie nicht befolgen kann. Ist das eine Zwangsstörung?« In der Überweisung an die beratende Psychiatrie-Fachstelle vermerkte er: »Sagt, sie sei schon immer seltsam gewesen.«

Kurz nach meinem sechzehnten Geburtstag entließ ich

mich selbst aus der Jugendpsychiatrie, las das *DSM-Handbuch*¹ von vorne bis hinten durch und wurde zur Psychiatrie-Expertin. Ich glaubte nicht, dass ich eine Zwangsstörung hatte, weil ich keine Angst hatte zu sterben, sollte ich mir nicht fünfzehnmal hintereinander die Hände waschen können. Wenn ich es mir recht überlege, fiel es mir schwer, überhaupt daran zu denken, mich zu waschen, wenn ich mal wieder vier Stunden am Stück abtauchte, um Französisch- und Italienisch-Vokabeln zu büffeln. Die öffentliche Wahrnehmung von autistischen Menschen basiert dermaßen auf dem Stereotyp von Männern, die Züge oder Wissenschaft lieben, dass viele Frauen durchs Diagnoseraster fallen und stattdessen schlicht als fleißig gelten.

An meinem Witz von einer Schule dachten die Lehrkräfte bei Problemkindern automatisch an störendes Verhalten. Jemand, der zu viel lernte, kam in dieser Gleichung nicht vor, selbst wenn es in einem Nervenzusammenbruch endete. Erst jetzt verstehen immer mehr Gesundheitsfachleute, dass sie bei der Begutachtung von Mädchen auch auf die *Intensität* eines Interesses achten müssen und nicht nur darauf, wie ungewöhnlich dieses Interesse erscheint.²

Anders als viele Zwangserkrankte ging ich nicht davon aus, dass meiner Familie etwas zustoßen würde, wenn ich nicht gewisse Rituale befolgte – und außerdem hasste ich meine Familie sowieso. Sie war dermaßen laut, dass ich mich abends regelmäßig damit beruhigen musste, immer wieder gegen die Wand meines Schlafzimmers zu schlagen oder mich stundenlang in meinem Schaukelstuhl hin

1 *DSM-IV – Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* der American Psychiatric Association, 1994. Eine deutsche, über die Jahre immer wieder aktualisierte Ausgabe, ist bei Hogrefe Verlag, Göttingen erschienen.

2 Attwood, Tony: Aspergers in girls: <https://www.youtube.com/watch?v=wFOHnt4PMFo>.

und her zu wiegen. Zu keinem Zeitpunkt kam jemand auf die Idee, dass dieses lehrbuchhafte Verhalten auf irgendetwas anderes hindeuten könnte als darauf, dass ich gehörig nervte. Doch eines Tages, als ich meine Mittagspause wie üblich allein in der Schulbibliothek verbrachte und das DSM las, stieß ich auf den Begriff Asperger-Syndrom. Beim Lesen der Definition erstarrte ich. Sie passte perfekt auf mich.

In der Woche darauf sprach ich bei meinem Arzt die Möglichkeit an, Autistin zu sein.

»Das kann nicht sein«, grinste er, voll von diesem über-schäumenden unangebrachten Selbstvertrauen, das viele medizinische Fachkräfte an den Tag legen. »Du hältst Augenkontakt mit mir, richtig? Und du hast erzählt, dass du einen Freund hast. Also, nein, du erfüllst die Kriterien nicht.«

Heute weiß ich, dass die diagnostischen Kriterien für Autismus beinahe ausschließlich auf Hans Aspergers Forschung zu männlichen Autisten beruhten – und, Überraschung, keiner von denen hatte einen Freund, denn es handelte sich um achtjährige Jungen im Wien der Vorkriegszeit. Ich erfüllte die Kriterien nicht, da ich Augenkontakt herstellte, und sowieso war ich eine Superschülerin, die soeben an der Edinburgh University angenommen worden war, um Arabisch und Persisch zu studieren – wo genau war also mein Problem?

Warum ich mich für diese Studienfächer entschied, obwohl ich mich bisher kein Stück dafür interessiert hatte, den Nahen Osten zu bereisen oder darüber zu lesen, hinterfragte kein Mensch. Niemand fand es komisch, dass ich für das sechste Jahr der Highschool aus eigenem Antrieb die Schule wechselte, um »zum Spaß« noch den höchsten Schulabschluss, die Highers, in Spanisch und Französisch dranzuhängen, obwohl ich bereits nach dem fünften Jahr

die Unizulassung in der Tasche hatte. *Hätte* mich jemand gefragt, warum ich ausgerechnet diese Fächer wählte, dann hätte ich erklärt, dass mir in der Schule schlicht die interessanten Sprachen ausgegangen waren und ich mich deshalb bei der zentralen Studienplatzvergabe für Sanskrit, Arabisch und Japanisch beworben hatte. Ich wollte keine fremden Orte besuchen, sondern lediglich herausfinden, ob ich all die neuen Verbformen draufbekäme. *Hätte* mich jemand gefragt, hätte ich gestanden, dass ich eigentlich gar nicht reisen wollte und zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahren von sämtlichen Familienurlauben ausgeschlossen war, weil ich sie in der Regel ruinierte. Mittlerweile weiß ich, dass eine Abneigung gegen Urlaub bei autistischen Menschen sehr weit verbreitet ist – die Routinen geraten durcheinander, man weiß nicht, was auf der Reise auf einen zukommt, und die Lichter und der Lärm am Flughafen stellen eine besondere Art sensorischer Hölle dar, genau wie der extreme Temperaturwechsel bei der Ankunft. Mir geht es am besten, wenn alles gleichbleibt. Wie ich höre, besteht der Reiz am Wegfahren für viele Menschen darin, Neues zu erleben und Abstand vom alltäglichen Einerlei zu bekommen. Meine Familie war sich also einig, dass ich einfach ein Arschloch war. Und weil ich mir selbst nicht erklären konnte, warum ich im Urlaub so unglücklich war, blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen zuzustimmen.

Nachdem ich das Studium zweimal abgebrochen und wieder aufgenommen hatte, fing ich an, für die Unizeitung zu schreiben. Meine unbezahlten Praktika bei verschiedenen Medien finanzierte ich mir nebenbei schwarz als Stripperin. Als ich bei einem Kulturmagazin arbeitete, erhielt ich den Auftrag, Stand-up-Comedy auszuprobieren, um einen Artikel darüber zu schreiben. Die nächsten zehn Jahre ver-

brachte ich damit, mir eine Karriere in der Stand-up-Comedy aufzubauen. Auch mein journalistisches Aufbaustudium in England, wofür ich nach meinem Bachelor sogar ein Stipendium bekommen hatte, brach ich dafür ab.

Die Menschen in der englischen Comedy-Szene nahmen mich anders wahr; meine Schüchternheit missverstanden sie als Gleichgültigkeit, und die ängstliche Unruhe, die mich permanent im Griff hatte, hielten sie für Wut. Mir wurde klar, dass meine laute, heisere Stimme dümmlich klang und auf viele Menschen in England aggressiv wirkte, also verlegte ich mich auf eine neue, nicht wiederzuerkennende Version meiner Selbst als wütende und ordinäre Schottin. Viele Veranstalter in der männlich dominierten Comedy-Szene betatschten die weiblichen Acts gerne, daher erschien es mir als Frau klüger, ihnen mithilfe überholter nationaler Stereotype Angst einzujagen, als zu versuchen, ich selbst zu sein.

2017 war ich für Dreharbeiten zu einer Reisereportage in Europa unterwegs. Bei einem Auftritt in Berlin scherzte ich auf der Bühne darüber, dass ich nicht mit anderen Frauen klarkam, aber keine Ahnung hatte, warum das so war. Nach der Show sprach mich eine schüchterne Frau an: »Was du da gesagt hast, dass du nicht zu anderen Frauen passt, das klingt wie die Beschreibung einer Autistin. Lies doch mal das Buch *Aspergirls*.³ Bitte.«

Ich erwähnte meinem Freund gegenüber, dass mir jemand aus dem Publikum gesagt hatte, ich könnte das Asperger-Syndrom haben, und gab ihm zu verstehen, dass ich das Buch nicht lesen wollte. Er fing sofort an, sich über das Thema zu informieren.

³ Deutsche Ausgabe: Simone, R.: *Aspergirls, Die Welt der Frauen und Mädchen mit Asperger*, München: Beltz, 2012.

»Das bist du. Das ist eine 1:1-Beschreibung von dir.«

»Meine Freunde glauben nicht, dass ich es habe.«

»Ja, aber ... du benimmst dich auch wie eine ganz andere Person, wenn du mit ihnen zusammen bist. Ich habe dich schon in sozialen Situationen erlebt, in denen du dich wahn-sinnig anstrengen musst, um zu verstehen, was vor sich geht, um der Unterhaltung zu folgen. Und wie du dich in Zügen und Flugzeugen verhältst ... wenn du mit den Händen an die Fenster und Sitze schlägst?«

»Oh. Ja. Das.«

Ich wusste, dass ich es hatte. Nichts war mir je klarer gewesen. Aber der Psychiater hatte behauptet, dass ich auf keinen Fall Autistin sein konnte, da ich schon Beziehungen gehabt hatte. Entweder nahm er an, dass alle autistischen Menschen unattraktive Meeresungeheuer ohne Interesse an ernsthaften Beziehungen waren, oder er traute meinen Partnern irrtüm-licherweise zu, in mir die Autistin zu erkennen und nicht ein-fach ein *Manic Pixie Dream Girl*. Ein Typ hatte mich einmal eine »hinreißende Spinnerin« genannt, und ich wusste instinktiv, dass das positiv war – dass der »hinreißende« Teil ein mögliches Unbehagen am »Spinnerin«-Teil auszugleichen half, wenn auch nur für kurze Zeit. Als ich der Ärztin davon erzählte, die mir zwanzig Jahre später endlich die Diagnose stellte, verdrehte sie verzweifelt die Augen, noch ehe ich den Satz beendet hatte. »Sie werden nicht glauben, wie oft wir das von Frauen hören«, sagte sie.

Auf dem Europatrip gab mir jemand aus dem Filmteam Xanax, damit ich auf dem Rückflug schlafen konnte. Ich hatte das Medikament noch nie ausprobiert und war über-rascht von der absoluten Ruhe, die ich empfand. Der Typ setzte mich in Kontakt mit seiner Quelle, und ich kaufte jede Menge davon. Ich nahm an, dass das wohl notwendig

war, da ich diese seltsame Angewohnheit hatte, zu Hause auszuticken und meine Möbel kurz und klein zu schlagen. Ich war mir nicht sicher, warum ich das tat. Meinem Freund, einem sehr ruhigen, ausgeglichenen Iren namens Conor, der in einer Gegend beinahe klösterlicher Ruhe am Meer aufgewachsen war, machte das Angst. Schon am Anfang unserer Beziehung war ihm aufgefallen, dass ich keine Redewendungen verstand; es verwirrte ihn, weil ich sonst sehr gut mit Sprache umgehen konnte.

Ich wusste, dass ich es hatte. Ich wusste, dass ich es hatte, aber es kam mehr und mehr Arbeit rein, und die Erfahrungen in meiner Jugend hatten dazu geführt, dass ich jede Auseinandersetzung mit medizinischem Fachpersonal hasste. Also ignorierte ich es und nahm stattdessen mehr Xanax, um nach den Auftritten runterzukommen. Ich kam zu dem Schluss, dass es mir eigentlich reichen würde, wenn ich damit aufhören könnte, Sachen zu zerstören. Der Autismus, der sich in meiner Wahrnehmung auf die Art und Weise beschränkte, wie ich mit anderen kommunizierte, war mir egal. Nur dass ich dauernd unseren Kram zertrümmerte, war anstrengend. Es tummeln sich erstaunlich viele Ärzt:innen in der Stand-up-Comedy, also passte ich bei einem Gig einen netten Typen ab, von dem ich wusste, dass er eine Weiterbildung zum Psychiater machte.

»Hey, hast du eine Ahnung, um welche psychische Störung es sich handeln könnte, wenn jemand ohne Grund Sachen kaputt schlägt?«

Er wirkte alarmiert. »Hm, klingt nach einem Problem mit Wut. Vielleicht könnte man es mit Verhaltenstherapie probieren?«

Ich schüttelte ungeduldig den Kopf. Während meiner

ganzen Teenagerzeit und in der CAMHS⁴-Abteilung war ich in verhaltenstherapeutischer Behandlung gewesen, und keine noch so ruhige, distanzierte Betrachtung meiner Gedanken kam gegen das Gefühl an, dass ein Gorilla Besitz von meinem Körper ergriff, während ich hilflos dabei zusah.

»Es ist keine Wut«, beharrte ich, während Panik in mir aufstieg, weil er als Arzt keine Ahnung hatte, worum es sich handelte. »Du musst doch wissen, was es ist; du bist schließlich Psychiater!« Das schien sein Unbehagen nur zu steigern.

Also nahm ich weiter Xanax, das ich vernünftigerweise mit dem Aufputzmittel Ritalin ausglich und das ich illegal im Internet von jemandem namens Sunset Sally gekauft hatte. Wenn mir ein Psychiater bei einem Gig nicht helfen konnte, machte es auch keinen Sinn, zu einer allgemeinmedizinischen Praxis zu gehen. Regelmäßig googelte ich »Warum schlage ich alles in meiner Wohnung kurz und klein?«. Ohne Erfolg.

Der Versuch, einen Meltdown aufzuhalten, fühlt sich so ähnlich an wie unter Wasser den Atem anzuhalten. Selbst wenn es eine Weile gelingt, muss man irgendwann wieder an die Oberfläche kommen und Luft holen. Ich hörte auf, schöne Möbel zu kaufen, weil sie doch unweigerlich als Kleinholz endeten. Als mich meine Mum einmal für zwei Tage besucht hatte, riss ich eine Schranktür aus den Angeln, kaum dass sie wieder weg war, und verletzte mir die Hand, als ich ein Loch hineinschlug. Es war niemand zu Hause. Während ich schweigend die Spuren der Zerstörung beseitigte, ging mir durch den Kopf: *Das ist seltsam. Möglicherweise hat mich Mums Besuch gestresst?*

⁴ Child and Adolescent Mental Health Services, auf Deutsch »Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienste«, die vom NHS, dem nationalen Gesundheitssystem in Großbritannien, betrieben werden.

Eines Tages hatte ich einen Meltdown, und anstatt mich anzuschreien, dass ich damit aufhören solle, nahm mich mein Freund fest in den Arm. Ich beruhigte mich schneller als sonst. »Feste Berührung«, murmelte er an meiner Schulter. »Das soll helfen.« Während meiner Kindheit und Jugend interpretierten meine Eltern jeden meiner Zusammenbrüche als Wutanfall und brüllten mich an, was alles nur in die Länge zog. Ohne dass ich etwas davon ahnte, beschäftigte sich Conor mit Methoden, die man zur Beruhigung autistischer Kinder einsetzte, und probierte sie an mir aus. Und sie funktionierten.

Weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, und meinen Partner nicht zur unbezahlten Pflegekraft machen wollte, las ich endlich *Aspergirls*. Es hätte auch *Hey Fern, du bist autistisch!* heißen können. Es war, als würde ich das akkurateste Horoskop aller Zeiten lesen, nur dass es mir nicht versprach, mich in diesem Frühjahr zu verlieben, sondern mir offenbarte, warum ich mir die meiste Zeit meines Lebens wie eine Außerirdische vorgekommen war. Dutzende Dinge wurden aufgeführt, von denen ich dachte, dass sie einzig und allein in meinem Leben passiert waren: fehldiagnostizierte Zwangsstörung im Jugendalter; Anfälligkeit für häusliche Gewalt; geringe Alkoholverträglichkeit; Rolle des schwarzen Schafs der Familie; fälschlicherweise auf Antidepressiva gesetzt.

Erwähnt wurde auch ein Begriff, den ich bisher noch nie gehört hatte: Stimming. Dazu zählte unter anderem: an den Haaren ziehen, Händeflattern und – ich schüttelte ungläubig den Kopf, als ich es las – sich im Kreis drehen. Mir stand urplötzlich vor Augen, wie ich mit vierzehn aus der Klasse geflogen war, und die Lehrperson, als sie zu mir auf den Flur getreten war und gesehen hatte, wie ich im Kreis lief, unerklärlich wütend geworden war.

Genauso schnell fiel mir eine Situation am Set einer Panel-Show ein, an der ich vor Jahren teilgenommen hatte. Während die Maske zwischen den Aufnahmen mein Gesicht abpuderte, wandte sich die Sendeleitung mir zu, nachdem sie über ihren Kopfhörer eine Anweisung aus der Regie bekommen hatte.

»Yep. Okay. Fern? Wäre es möglich, dass du deine Hände etwas ruhiger hältst?«

Ich sah sie völlig verdattert an. »Hm?«

»Die Regie meinte nur, dass du dich in deinem Stuhl viel bewegst und irgendwie ... ziemlich mit den Händen herumfuchtelst.«

»Oh. Das war mir nicht bewusst.«

»Vielleicht kannst du dich auf sie draufsetzen?« Sie lächelte hilfsbereit.

Ich setzte mich also auf meine Hände. Und wurde nie wieder eingeladen.

Dennoch verdrängte ich den Gedanken, mich um eine Diagnose zu bemühen. Es war sinnlos, zu einem Hausarzt zu gehen. Ermutigt von den vielen Leuten, die sich in meiner Branche und in den Medien unablässig über mentale Gesundheit ausließen und unbekümmert Slogans wie »Es ist okay, nicht okay zu sein« herunterbeteten, vertraute ich zögerlich einer Freundin an, dass ich manchmal die Möbel in meiner Wohnung zertrümmerte. Ich spürte, wie die Hitze in meinem Gesicht aufstieg, während ich ihr davon erzählte.

»Und ich habe keine Ahnung, warum ich das tue oder wie ich damit aufhören soll«, schloss ich mit zittriger Stimme, in der Hoffnung, dass sie etwas entgegnen würde wie »Ach, da kenne ich genau die richtige Anlaufstelle für eine Therapie, die können super mit Frauen, die aus unerklärlichen Gründen ihre Bude auseinandernehmen!«

Sie sah mich entsetzt an und sagte nichts. Ich machte dicht. Es hatte keinen Sinn. Alle anderen hatten süße psychische Allerweltserkrankungen wie Angststörungen oder Depressionen, die sich einfach und schnell erklären ließen. Für die war es ohne Zweifel eine Offenbarung, wenn sie einfach Citalopram nehmen konnten. Schäm dich nicht, deine Medikamente zu nehmen! Geh zur Gesprächstherapie! Und natürlich ist das alles total in Ordnung. Ist es nicht toll, dass wir so frei und offen darüber sprechen können?

Nur schämte ich mich nicht dafür, meine Medikamente zu nehmen. Ich hatte das psychiatrische System durchlaufen und sechs Jahre lang brav meine Pillen geschluckt – ohne jede Wirkung. Prozac hielt mich nicht davon ab, Menschen in alltäglichen Unterhaltungen aus Versehen zu beleidigen; es führte lediglich dazu, dass ich es mit stoischer Gelassenheit tat. Ich hatte immer noch keine Ahnung, was in sozialen Situationen vor sich ging, aber das Medikament machte mich für andere angenehmer. Ich war nicht der Meinung, dass es tabu oder schwer war, über mentale Gesundheit zu sprechen, jedoch war klar, dass das, was mit mir nicht stimmte, nicht mal ansatzweise Teil der öffentlichen Debatte war.

Zudem wurde immer offensichtlicher, dass mein Verhalten in der Arbeitswelt als inakzeptabel galt. Die Herausgeberin eines Hipster-Magazins brachte ich am Telefon beinahe zum Weinen, war mir aber nicht sicher warum. In Meetings mit Producer:innen hinterließ ich den Eindruck, dass ich sie nicht leiden konnte, weil ich fragte, warum wir uns überhaupt trafen. Die Leute mochten es wirklich ganz und gar nicht, wenn ich das tat, und antworteten gewöhnlich mit »Wir wollen einfach mal reden«, was auf mich einschüchternd vage wirkte und kein konkretes Ergebnis er-

kennen ließ. Entschlüsselte man den Grund eines Meetings nicht, konnte das dazu führen, dass man sich immer wieder mit dieser Person verabreden musste. So traf ich mich beispielsweise über Jahre mit einer Produzentin, ohne genau zu wissen, ob es um die Arbeit ging oder ob sie mittlerweile meine Freundin war. Ein andermal ließ ich es zu, dass mich ein perverser alter Agent immer wieder nachts anrief und mich stundenlang zutextete, ohne mich jemals unter Vertrag zu nehmen, weil ich nicht unhöflich wirken wollte, indem ich nachfragte, warum wir eigentlich so häufig telefonieren mussten.

Allmählich wurde mir klar, dass dies eine Art soziales Spiel war, bei dem ich so tun musste, als wolle ich die Person nicht wegen der Arbeit, sondern auf einen Kaffee treffen. Ich verstand, dass man das »Beziehungen aufbauen« nannte und dabei vorgab, eine Freundschaft mit jemandem anzustreben, um zu bekommen, was man wollte. Manchmal musste man diese Spielchen jahrelang durchhalten, um endlich mit jemandem zusammenarbeiten zu können. Es erschien mir verrückt, aber ich hatte begriffen, dass sich die Welt nicht mir zuliebe ändern würde, also ließ ich mich darauf ein.

Sobald ich mich mit jemandem wohlfühlte, wurde ich nachlässig und vergaß, doppelt und dreifach zu überlegen, was ich sagte. Neugier und das starke Interesse, Dingen auf den Grund zu gehen, setzten dann den winzigen, verkümmerten Teil meines Hirns außer Kraft, der für die soziale Etikette zuständig ist. Mein Freund Dom, ein schrecklich schüchterner Schauspieler aus Glasgow, den ich seit Jahren kenne, erzählt bis heute, wie ich ihm einmal ein Kompliment machen wollte, weil er abgenommen hatte. »Dein Gewicht geht immer ziemlich rauf und runter, was? Du bist

so was wie die Kirstie Alley der Comedy«, kam dabei heraus. Ein anderer Comedian berichtet, dass ich ihn bei unserer ersten Begegnung fragte, ob er an der Bindegewebskrankheit Marfan-Syndrom leide, da »du alle gängigen körperlichen Merkmale zeigst«. Als ich die Geschichte Jahre später aus seinem Mund hörte, schämte ich mich in Grund und Boden, weil ich seine Gefühle verletzt hatte. Damals hatte ich jedoch gerade den Wikipedia-Artikel über das Marfan-Syndrom gelesen und dachte, es könnte hilfreich sein, ihm davon zu berichten.

Wer sich schon einmal bis zur Besinnungslosigkeit betrunken und am nächsten Tag gelacht hat, wenn Freunde erzählt haben, was man am Abend zuvor für dummes Zeug geredet hat, kann sich ungefähr vorstellen, wie sich Autismus für mich anfühlt: wie eine sehr lange durchzechte Nacht voller Blackouts, nur dass es keine gesellschaftlich akzeptierte Entschuldigung für meine Entgleisungen gibt und niemand lacht.

Ein anderes Mal traf ich bei einem Gig auf einen Comedian, der soeben zum zweiten Mal Vater geworden war. Das Kind schrie nonstop, und die Erschöpfung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Ich hatte weder Ahnung von Babys noch irgendein Interesse an dem Thema, wollte mich aber unterhalten und meine soziale Kompetenz schulen, also überlegte ich krampfhaft, was für nützliche Tipps ich ihm geben könnte. Mir fiel ein Artikel über Neugeborene ein, den ich im *Guardian* gelesen hatte.

»Weißt du, manchmal hört ein Baby nicht auf zu schreien, weil ein langes Haar der Mutter beim Windelnwechseln von ihrem Kopf gefallen ist und sich um das Pimmelchen des Babys gewickelt hat. Also, na ja ... könnte es daran liegen?«

Es wurde mucksmäuschenstill im Raum. Dem Come-

dian entfuhr ein Geräusch, als habe er etwas in den falschen Hals bekommen. Auch ein Blinder war anwesend, und ich schwöre, in diesem Moment erlangte er sein Sehvermögen wieder, nur um mir einen Blick zuzuwerfen, in dem »Du dumme Kuh« geschrieben stand.

Ich schluckte. »Das – das stand im Familien-Teil im *Guardian*«, stammelte ich, verzweifelt um ein wenig Glaubhaftigkeit bemüht. Niemand sagte etwas.

Fest entschlossen, solche gesellschaftlichen Fehlritte in Zukunft zu vermeiden, durchforstete ich das Netz, um meine Sozialkompetenz aufzupolieren. Auf YouTube stieß ich auf den Kanal einer schwedischen Highsociety-Nutte, die hochtrabende Reden schwang, wie man sich in der Welt der Reichen und Schönen zu verhalten habe. In einem ihrer Videos betonte sie, dass »eine wahre Lady niemals ankündigt, wenn sie auf Toilette geht«. Ich nickte und schwor mir, fortan diese neue, alles verändernde Regel zu beherzigen.

Eine Woche später war ich bei Dreharbeiten für einen Sketch. Mittlerweile war mir klar, dass es auf andere abweisend wirkte, wenn ich bei Umarmungen zurückzuckte oder sie gar ablehnte, und sie dann vermeiden würden, wieder mit mir zusammenzuarbeiten. Ich war stolz auf mich, dass ich bereits die Umarmung des Make-up-Artists *und* der Regieleitung über mich hatte ergehen lassen, obwohl ich es unerträglich fand. Wir hatten die Hälfte im Kasten, als ich pinkeln musste. Ich stand auf und verließ, in vollem Vertrauen auf meine neue soziale Expertise, schnurstracks den Raum. Als ich gegangen war, fragte jemand laut: »Geht es ihr gut? Warum ist sie so plötzlich abgedampft?« Jemand musste ihm erklären, dass ich lediglich auf Toilette gegangen war.

Bei einem Abendessen mit Comedians, die alle auf Privatschulen und in Cambridge an der Uni gewesen waren,

erläuterte ich, dass ich exakt fünfzig Gramm Käse pro Person mitgebracht hatte, weil das die korrekte Menge für eine Käseplatte sei. Ich war erleichtert, den sozialen Normen wenigstens einmal genügt zu haben. Mein Freund Luke lachte mich aus.

»Wer kennt denn bitte die exakte Menge Käse für eine Käseplatte?«

Ich war verwirrt. So war das nicht geplant gewesen. Ich sagte ihm, dass ich im *Debrett's* nachgeschlagen hatte, einem Handbuch von vornehmen Leuten für vornehme Leute. Ich fand es unfair, dass man sich nicht nur in seinem eigentlichen Job abbuckeln, sondern sich auch noch ein Bein ausreißen sollte, um den richtigen sozialen Regeln gerecht zu werden, was einen dennoch nicht davor bewahrte, abgestraft zu werden, weil die sich jederzeit auf völlig unvorhersehbare Weise änderten.

Da ich in der Schule Sprachen abgöttisch geliebt hatte, ging ich davon aus, dass ich meine sozialen Hausaufgaben nur ebenso pauken musste wie Französischvokabeln und es schließlich irgendwann draufhaben würde. Konnte man eine Fremdsprache fließend beherrschen, musste das ja wohl auch für Sozialkompetenzen gelten. Nur schien das Ganze keiner Logik zu folgen – gesellschaftliche Regeln waren bei Weitem nicht so unveränderlich wie die Grammatik einer Sprache. Am laufenden Band logen Menschen und sagten Dinge, die sie nicht so meinten, oder sie sagten das eine, ihr fieser Gesichtsausdruck aber etwas völlig anderes.

In einem Radio-Feature hörte ich mal, es sei für eine autistische Frau, die maskiere (sprich: ihre natürlichen autistischen Reaktionen unterdrücke), in etwa so, als versuche sie rund um die Uhr eine Fremdsprache zu sprechen. In dem

Moment hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass es auch anderen so ging wie mir.⁵ Mich quält das Wissen, dass ich, egal, wie sehr ich mich bemühe, die Sprache des sozialen Umgangs niemals fließend beherrschen werde. Man kann diese Unzulänglichkeit ein gutes Stück weit mit Nicken und Lächeln überspielen, aber man wird nie ganz verstehen, was auf einer Party tatsächlich abgeht.

Ich löcherte Conor unermüdlich, was Leute wirklich mit ihren Aussagen meinten, und erfuhr, dass man mit »Diesmal klappt es nicht mit Fern, aber vielleicht in der zweiten Staffel« alles andere als »in der zweiten Staffel« meinte, sondern mir höflich eine Absage zu erteilen versuchte, ohne meine Gefühle zu verletzen.

»Das heißt also, sie ... sind nett zu dir, indem sie dich anlügen?«

Ich war entsetzt, dass man diese Art von Betrug als Freundlichkeit wertete. Er seufzte schwer.

»Eigentlich nicht, Fern, bei dir fällt nur ziemlich viel unter ›lügen‹. Für dich sind auch einige meiner Witze ›gelingen‹. Manchmal sagen Menschen Dinge, weil es ihnen unangenehm ist, auszusprechen, was sie tatsächlich meinen. Und ... ich schätze, sie halten das für netter, als zu sagen, was sie wirklich denken.«

Um das Jahr 2018 herum hatten Conor und ich uns angewöhnt, mich als »irgendwo im Spektrum« zu bezeichnen. Meine Meltdowns waren schlimmer denn je, aber zum Glück war ich auf Tour und verbrachte nur zwei Wochen im Monat zu Hause – wenn es anstrengend wurde, war es auch schon wieder Zeit für mich, mein Köfferchen

5 Die Sendung, von der hier die Rede ist, heißt *Broad Spectrum* mit Helen Keen auf Radio 4 (2020): www.bbc.co.uk/programmes/moocomcyj.

zu packen und zu verschwinden. Zum hundertsten Mal dachte ich darüber nach, meinen Hausarzt darauf anzusprechen, zum hundertsten Mal verwarf ich die Idee. Ich war zu beschäftigt und verdiente mittlerweile ohnehin so viel Geld, dass ich problemlos die zerschmissenen Teller ersetzen und die Wände neu verputzen konnte. Meine Arme und Hände waren übersät von blauen Flecken von den ganzen Meltdowns, also fing ich an, drei- bis viermal die Woche Gewichte zu stemmen und entwickelte eine gewaltige Gras-Abhängigkeit, um runterzukommen. Meine Freundinnen und Freunde fanden, ich wirke nicht wie eine Autistin. Ich nickte lächelnd und stimmte zu, um dann nach Hause zu fahren und einen Stuhl zu Kleinholz zu verarbeiten.

Zwei Monate lange war ich in Australien und Neuseeland auf Tour. Meinen einzigen freien Tag nutzte ich dafür, nach Sydney zu fliegen und einen Fernsehspot zu drehen, anstatt mich auszuruhen. Nach zwei weiteren Wochen in Melbourne reiste ich nach Brisbane und schließlich wieder zurück nach Sydney, wo ich vor ein paar tausend Leuten in der Oper auftreten sollte.

»Das Sidney Opera House!«, sagte unsere Producerin zu mir, als wir am Flughafen auf die Koffer warteten.

Ich dachte gerade darüber nach, wie lange wir noch dort inmitten all der Menschen und Lichter und dem Lärm festhängen würden. Ich musste einfach eine Weile allein sein.

»Das Opera House!«, rief sie noch einmal. Sie klang nun genervt.

»Yep.« Ich hatte keine Ahnung, was ich darauf antworten sollte.

Mittlerweile schaute mich das komplette Team an: »Das Opera House! Das Opera House! Das Opera House!«, be-

schworen sie mich, Enthusiasmus für dieses beliebige Gebäude vorzutäuschen, das doch lediglich einen weiteren Auftritt bedeutete, bei dem es backstage aber eine schicke Obstplatte statt Chips geben würde.

Im Taxi versuchte ich mich an einem Experiment und schlug einen fröhlichen Singsangton an: »Hey, ich hab eben dieses Opera House gegoogelt. Das ist ja ganz schön groß! Wow, ich kann kaum glauben, dass ich im Opera House auftrete!«

Sie wirkten erleichtert, dass mir endlich die richtige Antwort eingefallen war.

Meine Stimme war weg, und meine Muskeln hörten gar nicht mehr auf wehzutun von der ständigen Anspannung. Ich fühlte mich wie ein Zombie. Als ich an diesem Abend von der Bühne kam, sagte ich meiner Agentin, dass etwas mit mir nicht stimmte.

»Aber du warst fantastisch da draußen!«

»Ich fühl mich komisch.« Meine Stimme klang gepresst. Mir war klar, dass sich in mir etwas wahrhaft Katastrophales anbahnte, und ich verstand nicht, warum sich das auf so unscheinbare Art äußerte.

»Ehrlich, es war toll.«

Ich wollte sagen, dass ich nicht den Gig meinte, schüttelte aber nur stumm den Kopf, um den Geräuschpegel von zwanzig aufgeregten Künstler:innen auszublenden, die sich im Hintergrund mit ihren Agent:innen unterhielten, während sich mein Sichtfeld immer mehr verengte. Vier weitere Leute versuchten, mich zu trösten, indem sie mir versicherten, wie toll der Auftritt gewesen sei. Als ob das alles irgendwas mit dem Scheiß-Gig zu tun hatte. Ich wusste nicht, wie ich erklären sollte, was passiert war.

Eine Art Gummiband in meinem Hirn war gerissen.

Dasselbe war mir an der Uni passiert und in der Schule. Ich hörte eine Art »PING!«, wie den Timer einer Mikrowelle, der mir das Signal gab: »Zeit, überzuschnappen!« Dann ebte der Ton ab, und ich fühlte mich wie unter Wasser. Ich murmelte, dass ich rausmüsse, und verließ den Green Room. Weinend rannte ich durch einen Raum voller Flügel, rüttelte an verschlossenen Türen und lief unbekannte Gänge hinab, bis ich endlich einen Ausgang fand. Dass mein Hirn mal wieder durchdrehte, erkannte ich auch daran, dass ich in diesem Moment ausgerechnet meine Mum anrief – unter normalen Umständen eine Zerreißprobe für meine Nerven. Kaum hatte sie abgehoben, heulte ich sirenenhaft wie ein Baby ins Telefon. Inzwischen lief ich durch die Straßen Sydneys, auf der Suche nach einem Ort, an dem sich gerade keiner der zweitausend Menschen aufhielt, denen ich eben noch Witze erzählt hatte. Ich hatte das Gefühl, nie wieder aufhören zu können zu weinen. Auch Mum, in ihrem Morgenmantel zu Hause in Schottland, weinte.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn ich so weit weg bin! Ich weiß nicht, wie ich dir helfen kann, Fern!«

»Ich bin so müüüdee«, jaulte ich.

Mir war nicht klar, wie ich ihr verständlich machen sollte, dass dies eine Art Müdigkeit war, der man mit Schlaf nicht beikam. Ich war so erschöpft, dass ich einen Monat lang alleine still zu Hause sitzen wollte. Vielleicht auch ein halbes Jahr. Mehr brauchte ich nicht.

Bevor ich schlafen ging, postete ich ein Foto von mir vor der Oper auf Instagram: »Heute im Sydney Opera House aufgetreten!« Es bekam eine Menge Likes.

Auf der letzten Etappe meiner Tour in Neuseeland kam ich mit der Freundin eines Kumpels ins Gespräch, die gerade ihren Abschluss als Ärztin gemacht hatte und sich auf

Psychiatrie spezialisieren wollte. »Ich glaube echt, dass ich das Asperger-Syndrom⁶ habe«, sagte ich zu ihr.

»Hm. Also, an deiner Stelle würde ich das nicht diagnostizieren lassen.«

»Wirklich nicht?«

»Nee, echt nicht. Ich mein, wir sind wahrscheinlich alle bis zu einem gewissen Maß im Spektrum.⁷ Ich zum Beispiel erfülle vermutlich auch die diagnostischen Kriterien. Aber die Regierung führt Buch über so was. Willst du das echt offiziell in deinen Akten stehen haben? So was können die später mal gegen dich verwenden.«

Ich nickte und versuchte, mich mit der Idee anzufreunden, Autismus nicht wie eine Einschränkung zu betrachten, die man bei allem mitdenken musste, sondern eher wie eine persönliche Eigenart. Als wäre autistisch zu sein nichts anderes, als einem der überzogenen Persönlichkeitstypen nach Myers-Briggs zu entsprechen. Vielleicht besaßen ja tatsächlich viele Menschen autistische Züge? Der Gedanke machte mir Hoffnung. Bedeutete das dann, dass alle anderen ebenfalls ihre Wohnung zerlegten und heimlich weinten? Ich könnte mich damit abfinden, mein Leben lang aus Versehen Leute zu beleidigen, solange ich die Meltdowns unter Kontrolle bekam. Wieso konnte man Menschen me-

6 Ich habe ASS bzw. eine Autismus-Spektrum-Störung. Wäre ich einige Jahre früher diagnostiziert worden, hätte man es als Asperger-Syndrom bezeichnet. Der Name ist allerdings nicht mehr in Gebrauch, da er Verbindungen zum Nazismus und zur Eugenik aufweist. Ich verwende den Begriff hier, weil wir ihn damals noch benutzten.

7 Es ist eine sehr weit verbreitete Auffassung, dass »wir alle im Spektrum sind«, die meiner Meinung nach von einer irrigen Vorstellung des Spektrums als linear herrührt. Es verhält sich jedoch nicht so wie bei der Kinsey-Skala der sexuellen Orientierung, nach der ein mit einer Frau verheirateter Mann ein bisschen schwul ist, wenn er sich einmal von einem anderen Mann einen runterholen lässt. Niemand ist ein bisschen autistisch. Man ist es, oder man ist es nicht. Das Autismus-Spektrum ist eher wie ein großer Kreis zu verstehen, und die Verortung auf diesem Spektrum bestimmt den individuellen Unterstützungsbedarf. Allerdings halte ich es nicht für zu viel verlangt, dass NHS-Ärzt:innen wenigstens mit den Grundlagen vertraut sind.

dizinisch behandeln, die Stimmen hörten oder sich für Jesus hielten, aber mir, die ich nach außen hin in fast allen Bereichen meines Lebens gut funktionierte, konnte niemand erklären, wie die Meltdowns gestoppt werden könnten?

Ich verabscheute Therapie. Für gewöhnlich ging ich nur zur ersten Sitzung, in der ich den Eindruck einer einigermaßen normalen Frau vermittelte und man mir zwar keine Lösung, aber für dieses Privileg eine Rechnung von fünfzig Pfund präsentierte. Allerdings ahnte ich, dass der Heulanfall in Sydney nicht gerade ideal war, also suchte ich online nach Therapeuten:innen, die sich auf das Asperger-Syndrom spezialisiert hatten. Ich fand eine Stiftung, die Menschen vor und nach der Diagnose unterstützte, und hatte rund sechs Sitzungen bei einer Frau, die mir mit ihrem stets überaus besorgten Gesichtsausdruck auf die Nerven ging. Woche um Woche brachte ich dieselben Themen auf: »Können Sie mir die richtigen Sozialkompetenzen beibringen?« Und: »Wie kann ich die Meltdowns verhindern?«

Da ich viel darüber gelesen hatte, wusste ich inzwischen, dass man das, was mir in Sydney passiert war, als *Shutdown* bezeichnete: Man wird völlig still oder kann gar nicht mehr sprechen. Sie wurde nicht müde zu wiederholen, dass ich verstehen müsse, dass gesellschaftliche Regeln veränderlich seien – ich könne sie nicht alle einüben und solle mit mir und meinen Fehlern nachsichtiger sein. Eine Alternative bot sie mir nicht. Ich weigerte mich, das zu akzeptieren. Es klang alles schön und gut, aber in der realen Welt würde mir niemand eine zweite Chance geben, wenn mir weiterhin solche Fehler unterliefen. Ich hatte keine andere Wahl, als mich weiter durchzubeißen, und setzte alles daran, mir ein möglichst gewinnendes Auftreten anzutrainieren. Viele der Menschen, mit denen ich zusammenarbeitete, waren abso-

lut psychopathisch, doch ihr machiavellistischer Charme ermöglichte es ihnen, in der Branche voranzukommen. Ich wusste also, dass man es vortäuschen konnte.

Währenddessen wurden die Meldowns zu Hause immer schlimmer. Autistische Frauen sind Chamäleons und können zu wahren Meisterinnen im Masking werden. Allerdings ist das so ähnlich, wie einen Computer, auf dem nur ein oder zwei Programme zugleich laufen sollten, bis zu zehn ausführen zu lassen. Das macht der eine Weile mit, aber irgendwann wird er überhitzen und runterfahren – und genau das passierte, sobald ich nach Hause kam und die Wohnungstür hinter mir schloss.

Die Therapeutin brachte mich dazu, eine App zu installieren, die von der Stiftung entwickelt worden war, für die sie arbeitete. Es war eine sogenannte Grounding-App, die Meldowns im Keim ersticken sollte. Ich war froh, eine Lösung gefunden zu haben. Als es das nächste Mal losging, schlug ich mit einer Hand auf die Wand ein und griff mit der anderen nach meinem Telefon. Während mir die Tränen übers Gesicht liefen, öffnete ich die App, noch immer schwer atmend und den Hals heiser vom Schreien. Leuchtend bunte, quadratische Kacheln tanzten vor meinen Augen. Voller Hoffnung klickte ich eine an.

Stellen Sie sich einen Hund vor.

Stellen Sie sich ein köstliches Steak vor.

Stellen Sie sich vor, Sie sind mit Ihren Lieben im Park.

Zwischen zwei gigantischen Schluchzern lachte ich auf. In der Hoffnung, dass ich vielleicht den Teil für Erwachsene übersehen hatte, klickte ich auf einen anderen Bereich der App.

Atmen Sie tief durch.
Berühren Sie ein weiches Kissen.
Denken Sie an einen sonnigen Tag!

Ich schleuderte mein Telefon quer durch den Raum und betete, dass es nicht wieder kaputtging. Kaum zu fassen, dass ich so naiv gewesen war zu glauben, es würde funktionieren.

Ein weiteres Jahr verging, in dem ich so gut wie möglich zu maskieren versuchte und scheiterte. Ich lernte, dass ich halbwegs normal wirkte, wenn ich mich früh genug aus sozialen Situationen zurückzog und nach Hause ging, ehe mein Akku komplett leer war. Ich hörte auf, mich schuldig zu fühlen, weil ich abends nicht mit den anderen zusammen um die Häuser zog. Ich begriff, dass es besser war, die Medienleute aus meinem Arbeitsumfeld in dem Glauben zu lassen, ich sei ihre Freundin, ihnen Komplimente zu machen, als wenig bis null persönliches Interesse bei einem Treffen zu zeigen. Anstatt allein zum Lunch zu gehen, was mir lieber war, verabredete ich mich mit Producer:innen zum Mittagessen und tat so, als wollte ich mich mit ihnen anfreunden, obwohl ich mir die ganze Zeit wie die größte Heuchlerin vorkam.

Ab dem Beginn der Pandemie musste mein Freund zu Hause arbeiten. Schnell wurde mir klar, dass wir hauptsächlich so gut miteinander auskamen, weil ich nur die Hälfte der Zeit dort wohnte. Wenn ich zu Hause war, hatte ich an den meisten Abenden einen Auftritt. Mit einer anderen Person zusammenzuleben – nicht mit ihm im Besonderen, sondern überhaupt mit einem anderen Menschen – war nicht auszuhalten. Sie räumen Sachen woandershin! Sie sind immer da! Man kann sich nicht entspannen, seinen Morgenroutinen nachgehen oder einfach so lange alleine sein, wie man möchte.

Er schien nicht zu verstehen, dass das Zusammenleben mit mir ebenso aussichtslos war wie der Versuch, einen Affen als Haustier zu halten – sie sind süß und mal was anderes, aber am Ende machen sie dir unweigerlich die Möbel kaputt.

Ein Haus in London zu besitzen, ist für die meisten Millennials ein Traum. Während eines Meltdowns glatt durch die Glastür deines neuen Heims zu treten, weniger. Als ein an Conor adressierter Ratgeber über das Zusammenleben mit einer autistischen Person durch den Postschlitz ploppte, füllte ich endlich die Formulare für eine Begutachtung aus.

Nach sieben Stunden sowie ausführlichen Gesprächen mit meiner Mum und Conor fragte mich die Ärztin, ob ich eine Pause machen wollte, ehe sie mir ihre Diagnose mitteilte.

Ich dachte einen Moment lang über die richtige Antwort nach. Panik breitete sich in meinem Hirn aus.

»Ähm, wollen *Sie* denn eine Pause machen?«

»Nein, solange es für Sie in Ordnung ist, wenn wir weitermachen?«

Ich nickte. Mir war damals der Grund für dieses Hin und Her nicht klar, aber inzwischen weiß ich, dass auch diese Art der Fragetechnik Teil des Diagnoseprozesses war. Normale Menschen geraten nicht in Panik, nur weil sie in einem Gespräch improvisieren müssen.

»Ich bin ziemlich sicher, dass bei Ihnen eine Autismus-Spektrum-Störung vorliegt. Es ist einfacher, es als Asperger-Syndrom zu bezeichnen, wenn Sie jemand fragt. Das verstehen die meisten Leute besser. Haben Sie Fragen?«

»Muss ich jetzt #actuallyautistic in meine Twitter-Bio aufnehmen? Es gibt da jede Menge Autist:innen, die non-stop rumjammern, und ich würde einfach gerne ich selbst bleiben.«

Sie lachte irritiert. »Manche Menschen nerven halt. Das

hat nichts mit Autismus zu tun. Machen Sie sich keine Gedanken, Sie sind ganz sicher einzigartig.«

Ein paar Stunden nach der Diagnose schlenderte ich ins Wohnzimmer. Conor sah fern. Ich zupfte stumm an meinen Ärmeln, zappelte herum und konnte mich einfach nicht hinsetzen. Conor pausierte die Sendung, die er gerade sah.

»Was ist los?«

»Ich denk nur – ich glaube, die haben sich geirrt. In der Autismus-Klinik. Ich meine – keine Ahnung, wahrscheinlich müssen die sagen, dass ich es habe, oder?«

Er fing an zu lachen. »Nein, Ferny, das müssen sie nicht. Weißt du noch, dass sie gesagt haben, sie würden dir auch helfen, wenn sich irgendeine andere Kommunikationsstörung herausstellt?«

»Na ja, woher wissen wir überhaupt, dass die Frau qualifiziert ist? Ich google sie mal.«

Ich gab ihren Namen ein. Eine Reihe von Aufsätzen erschien. »Dr. Sue Smith, eine der führenden Expertinnen im Vereinigten Königreich ...«; »Dr. Sue Smith spricht mit der *Daily Mail* über Frauen, bei denen erst spät im Leben Autismus diagnostiziert wurde ...«

»Und, was gefunden?«

Ich sackte auf meinem Stuhl zusammen.

»Ähm – dass sie eine echte Ärztin ist und zu den führenden Fachleuten des Landes gehört. Sie hilft Menschen im Strafvollzug, die fehldiagnostiziert wurden. Da stehen mehrere Buchstaben hinter ihrem Namen. Verdammte ...« Ich schüttelte den Kopf.

»Fern. Du bist Autistin. Du wusstest das! Es ist in Ordnung.«

»Aber ich will es nicht haben.«

Ich wusste, dass mich nun alle für dumm halten würden,

dass all die Spitzennoten in der Schule, all die Mühe, die ich in meinen Uniabschluss gesteckt hatte und jede andere hart erkämpfte Leistung durch die Diagnose zunichtegemacht würden.

Ich würde niemandem davon erzählen. Sonst wäre es das gewesen.

Conor sprach bereits aus, was ich dachte.

»Du musst akzeptieren, dass dich nicht alle mögen werden. Und dass manche Leute dich dafür lieben, wie du bist.«

Ich stampfte mit dem Fuß auf den Boden. »Conor, nein! Ich will nicht – ich habe keine Lust, dass es alle mitbekommen. Ich will nicht an meinen Autismusperlen rumzupfen und mein Stimming zeigen. Ich will das alles nicht!«

Er lachte. »Was meinst du? Was sind denn ›Autismusperlen?‹«

»Es gibt speziellen Schmuck! Auf dem sie ... rumkauen und so was. Und man soll sich einfach damit abfinden und anfangen, verrückte bunte Klamotten zu tragen.«⁸

Die Vorstellung, im Spektrum zu sein, entsetzte mich zutiefst. Allerdings – und diesen Gedanken versuchte ich sofort wieder zu verdrängen – wurde mir jedes Mal, wenn ich in einer Doku autistische Menschen sah, bewusst, dass ich denen, die autistischer »aussahen«⁹, viel näher war, als den allistischen¹⁰ Menschen, denen ähnlich zu sein ich vorgab.

8 Für Autist:innen, die nicht maskieren, ist es vermutlich un schön, das zu lesen, aber die Gesellschaft übt starken Druck aus, damit wir unsere autistischen Verhaltensweisen hassen, und als ich meine Diagnose bekam, dachte ich noch ebenso. Autistische Menschen sollten auf jeden Fall Stimming-Schmuck haben und anziehen, was sie möchten.

9 Ich setze hier »aussahen« in Anführungszeichen, denn natürlich kann man nicht autistisch aussehen – ich beziehe mich damit auf Menschen, die sich entweder dazu entscheiden, nicht zu maskieren, die Fähigkeit dazu nicht besitzen oder einen höheren Unterstützungsbedarf als ich haben.

10 Allistisch bedeutet nicht-autistisch. (Anm. der Übersetzerin: Im Deutschen spricht man auch von neurotypisch, was in dieser Übersetzung deshalb ebenfalls genutzt wird.)

Die Erkenntnis, dass ich niemals in der Lage sein würde, eine soziale Situation allein auf Basis meiner Instinkte zu meistern oder Sarkasmus zu verstehen oder plötzlich einem Gespräch in einer lauten Bar folgen zu können, war endgültig.

Einige Tage später lag ich wach und konnte nicht aufhören, über die Reaktion meines Dads auf meine Diagnose nachz grubeln. Ich schnappte mir das Handy und tweetete:

Diese Woche wurde bei mir Autismus diagnostiziert.
Hab's meinem Dad erzählt, der mich daraufhin fragte, was ich zum Abendessen hatte, was wohl die Frage beantworten dürfte, welcher Elternteil es hat.

Es war spät, und ich überlegte, ob ich den Tweet wieder löschen sollte. Doch er begann direkt, Reichweite zu gewinnen. Ich war immer noch völlig unschlüssig, ob ich überhaupt jemandem davon erzählen sollte – und hatte es soeben auf Twitter verkündet. Ich machte mir Sorgen, dass meine Nachbarn den Tweet lesen und mich für bekloppt halten würden. Wir waren in eine gerade erst gentrifizierte Gegend Londons gezogen, und ich mochte wirklich alle hier. Aber noch in der vergangenen Woche hatte jemand erwähnt, dass die Frau, die den hiesigen veganen Bioladen führte, »ein wenig im Spektrum« sei, obwohl das nicht stimmte, sie war einfach nur eine schrecklich Bitch.

Ich schaute wieder auf mein Handy und dachte darüber nach, auf wie viele verschiedene Arten ich gecancelt werden könnte. Ich fürchtete, der Tweet könnte vielleicht flapsig wirken, also ergänzte ich:

Ich werde nicht weiter darauf herumreiten und das zu meinem einzigen Thema machen, darum möchte ich nur einige Quellen teilen, die ich hilfreich fand, und die Sache dann nicht wieder anschneiden.

Der Tweet ging viral. »Autistic Twitter« war in zwei Lager gespalten: die einen waren froh, dass ich offen darüber gesprochen hatte, die anderen wütend, dass ich mich nicht einzig und allein darüber definieren wollte. In mir kroch die Angst hoch, nie wieder engagiert zu werden, sobald man in der Branche Wind davon bekam.

»Das impliziert, dass sie sich für etwas Besseres hält«, twitterte eine Aktivistin. Ich schäumte vor Wut und war noch entschlossener, die eine Person zu sein, die die Diagnose bekam und alles beim Alten beließ. Ich würde autistischen Menschen ein Vorbild sein, meinen Autismus niemals erwähnen oder mich darüber beschweren und mich immer normal benehmen. Neurotypische Menschen würden mich *mögen*.

Das erwies sich jedoch als nahezu unmöglich, denn nach der Diagnose war es, als wäre ein Damm gebrochen. Ich verschlang alles, was ich zu dem Thema finden konnte, aber zuvor vermieden hatte, weil es mir zu nahekam. Wenn ich nicht gerade Autismus-Podcasts hörte, las ich Bücher über Autismus, surfte durch autistische YouTube-Kanäle, folgte Autismus-Accounts auf TikTok, chattete online mit autistischen Fremden oder trat Reddit-Foren für autistische Frauen bei.

»Ist total in Ordnung«, versicherte mir eine freundliche Fremde in meinem Postfach. »Nach der Diagnose wirst du dich sechs Monate bis zwei Jahre lang seltsam fühlen.«

Sie hatte recht. Ich hatte geglaubt, die Diagnose würde mein Leben einfacher machen. Stattdessen fühlte ich mich jedes Mal, wenn ich jemandem davon erzählte, abgestoßen oder peinlich berührt, obwohl ich doch hätte erleichtert sein sollen, endlich eine offizielle Bestätigung dafür zu haben, warum ich das Leben so empfand, wie ich es eben tat. Gelegentlich jedoch war es, als hätte sich ein komplett neuer Filter über die Welt gelegt. Es fiel mir schwer, dem Label Autismus etwas Positives abzugewinnen, aber bei näherer Betrachtung autistischer Frauen, die ich bewunderte, wurde mir langsam bewusst, dass ein autistisches Gehirn eine Flucht aus den traditionell für Frauen vorgesehenen Lebenswegen eröffnete. Die Probleme autistischer Frauen regten wiederum eine breitere Diskussion über die Sicht der Gesellschaft auf Frauen im Allgemeinen an.

Autistische Frauen machen jede Menge unpassende Bemerkungen – doch dass es als schockierend und inakzeptabel gilt, wenn sie unverblümt die Wahrheit sagen, stellt ein Problem aller Frauen dar. Die #MeToo-Bewegung hat deutlich gezeigt, wie viele Frauen sich nicht in der Lage fühlen, unmissverständlich Konsens zu vermitteln. Autistische Frauen verfolgen wie besessen ihre eigenen Interessen – ich stamme aus einer Gegend Schottlands, in der Frauen lediglich eine Nebenrolle im Leben ihrer Ehemänner spielen. Autistische Frauen haben ein fast kindliches Gespür für Gerechtigkeit, was bedeutet, dass sie meistens auch Vorreiterinnen feministischer Interessen sind.

Ehrlichkeit besitzt eine starke Kraft, aber sie fällt allistischen Menschen nicht leicht, weil sie so sehr darauf bedacht sind, sich anderen anzupassen, dass sie kollektive Werte über die Wahrheit stellen. Dies gilt umso mehr für Frauen. Unsere autistische Ehrlichkeit wird als ungehobelt, brutal

oder als »zu viel« empfunden, obwohl wir im besten Fall wie das Kind in »Des Kaisers neue Kleider«¹¹ darauf hinweisen, was falsch, heuchlerisch oder kollektiver Wahn ist.

Autismus ist zum Teil eine Kommunikationsstörung, und obwohl wir nicht alle »ein bisschen im Spektrum« sind, leiden viele Frauen tatsächlich unter einer gestörten Kommunikation.

¹¹ Ein Märchen von Hans Christian Andersen, über den, keineswegs überraschend, häufig spekuliert wurde, dass er selbst Autist war.

2

By degrees I made a discovery of still greater moment. I found that these people possessed a method of communicating their experience and feelings to one another by articulate sounds. I perceived that the words they spoke sometimes produced pleasure or pain, smiles or sadness, in the minds and countenances of the hearers. This was indeed a godlike science, and I ardently desired to become acquainted with it.

Mary Shelley, *Frankenstein*

Ich komme aus einer völlig unbedeutenden Stadt, die man auf der Zugfahrt von Edinburgh nach Glasgow passiert. Glasgow hat sich wenigstens damit einen Namen gemacht, dass die Stadt in Gesundheitsstatistiken notorisches Schlusslicht, ihre Bevölkerung aber umso lebenslustiger ist – alle scheinen sich auf einen launigen Spagat nach dem Motto »Hier läuft's so beschissen, dass es schon wieder richtig gut ist« einigen zu können. Bathgate fehlt ein solcher Ritterschlag. Wenn der Stadt überhaupt öffentliche Aufmerksamkeit zuteilwird, dann als Sinnbild für einen Ort ohne Zukunft.

So kommt es in »Letter from America« vor, einem Song der Proclaimers über die Zeiten großer wirtschaftlicher Not in Schottland. Mit der Zeile »Bathgate no more« spielen sie unter anderem auf die Schließung des Leyland-Montagewerks im Jahr 1986 an, meinem Geburtsjahr.

Bathgate hat es auch in einen Witz des Glasgower Comedians Frankie Boyle geschafft: »Als ich eines Nachts durch eine Stadt namens Bathgate lief, sah ich einen Mann, der

gegen eine Haustür pinkelte ... und dann seinen Schlüssel hervorholte, sie aufschloss und ins Haus ging.« An der Uni erzählte irgendein Schnösel mir diese Pointe immer und immer wieder.

Das Aufregendste, was in Bathgate passiert, ist der sogenannte Gala Day einmal im Jahr. Wir verkleiden uns als Königinnen und Könige und veranstalten einen Umzug durch die Stadt, bevor wir uns in den kleinen, identischen Gärten hinter unseren Häusern betrinken und verbranntes Zeug vom Grill essen. Man führte den Gala Day in allen alten Bergwerksorten ein, damit die Arbeiter etwas hatten, worauf sie sich freuen konnten, und nicht völlig durchdrehen. Wenn es einem schon verwehrt blieb, wie ein Bonze zu leben, konnte man sich wenigstens wie einer verkleiden. Die Bergwerke sind Geschichte, ebenso wie das Leyland-Werk, aber immerhin dürfen wir uns noch einmal im Jahr in Schale schmeißen.

Doch sogar in dieser Verkleidung hatte ich das Gefühl, nicht dazuzugehören. In meinen Augen hatten es all diejenigen geschafft, die sich anpassten und in ihren Heimatorten wohnen blieben. Man stelle sich das einmal vor: Noch mit denselben Menschen befreundet zu sein, mit denen man aufgewachsen ist! In den Nachtclub der Heimatstadt zu gehen und die meisten Leute dort zu kennen und zu mögen! Dieses Gemeinschaftsgefühl!

»Ich weiß nicht, was ihr meint!«, erklärte ich unter Tränen meinen Eltern. (Übrigens ein Satz, den ich ziemlich oft sagte.) Sie lachten mich aus. »Ich weiß nicht, was ihr meint! Ich weiß nicht, was ihr meint!«, zogen sie mich auf. Niemandem kam in den Sinn, mich wörtlich zu nehmen und mir zu glauben, dass ich tatsächlich nicht wusste, was sie meinten. Meine Erinnerungen an extreme Angstzustände gehen auf

diese Zeit zurück. Wie ich allen sehr deutlich mitteilte, dass ich nicht verstand, was sie meinten, und sie mich daraufhin auslachten, als sei ich nicht ganz bei Verstand. Es war, als redeten sie in einer Fremdsprache, und der Frust darüber führte zu Meltdowns, die den Verdacht, dass ich nicht ganz dicht *war*, nur weiter erhärteten.

Seit ich drei oder vier Jahre alt war, verfolgte mich ein Gefühl, das ich nicht in Worte fassen konnte. Es war ein Unbehagen, ein Eindruck von Falschsein und drohendem Unheil. In meinem kindlichen Kopf nannte ich es »Das schlechte Gefühl des Lebens«. Ich stellte mir vor, dass es alle kannten und es zum Leben dazugehörte – nur hatte noch nie jemand daran gedacht, es mir gegenüber zu erwähnen. In Wahrheit war es eine konstante Angst, die durch den Umstand verstärkt wurde, dass niemand zu verstehen schien, wovon ich sprach, egal wie sehr ich mich auch bemühte, es ihnen zu erklären. Für die meisten autistischen Menschen, die in einer Welt leben, die nicht für sie gemacht ist, stellt Angst den Normalzustand dar, ein ständiges Summen im Hintergrund, das ihr Alltag übertönen muss.

Sagten meine Eltern, dass sie »zu den Bildern« gingen (eine schottische Redewendung für »ins Kino gehen«), stellte ich mir vor, wie sie sich in einer leeren Galerie Fotos ansahen. Wüschten sie ihren Bekannten Hals- und Beinbruch, wunderte ich mich, wie sie lachend so etwas Gemeines sagen konnten, wofür sich das Gegenüber auch noch bedankte. Wenn meine Eltern mich im Kindergarten ablieferten, hieß das für mich, eine unendlich scheinende und qualvolle Zeit in Stillschweigen zu verbringen, da ich keine Ahnung hatte, wie ich auf andere Kinder zugehen sollte. Hilflos beobachtete ich sie beim Spielen. Ich konnte genauso wenig mit ihnen reden wie ich plötzlich hätte Ja-

panisch sprechen können. Manchmal lungerte ich in ihrer Nähe herum, in der Hoffnung, dass mir ein Gesprächsthema einfiel oder sie mich ansprachen. Ich brachte es nicht über mich, nach der Toilette zu fragen, also pinkelte ich mir ziemlich häufig in die Hose – und lief jedes Mal vor Scham so knallrot an wie ein Geschäftsmann, der sich bei einer wichtigen Präsentation vor allen die Hose vollmacht. Zu Hause oder unterwegs mit meinen Eltern kam ich zu recht und kannte mich aus, aber im Kindergarten scheiterte ich bereits daran, meine grundsätzlichen Bedürfnisse in Worte zu fassen.

Wir saßen alle zusammen auf Erins Himmelbett, als sie plötzlich losprustete: »Fern hat ja einen Schnurrbart!«

Der letzte Teil des Wortes kam als »Schnurrba-ha-ha-hart« heraus, während sie sich den Bauch vor Lachen hielt. Charlotte sah mich an und kicherte verlegen. Ich starrte auf meine Beine hinab, gelähmt vor Angst, als Anomalie entlarvt worden zu sein. Ich verstand nicht, warum das lustig sein sollte.

Erin lebte mit ihrer riesigen irisch-katholischen Familie in einem großen viktorianischen Haus. Ihr Vater war steinreich, schickte seine Kinder aber auf eine staatliche Schule, und das Geld, das so überblieb, ging für die komplette Kinderkollektion von Dolce & Gabbana drauf, die sie im Schrank hatte.

Erin besuchte die sogenannte Förderklasse an unserer Schule. Sie hatte so große vorstehende Zähne, dass sie kaum den Mund zubekam. Wenn ich im Kunstunterricht ein Porträt von ihr zeichnen sollte, musste ich sie immer wieder darum bitten, wenigstens zu versuchen, die Lippen zu schließen, also *zumindest ein bisschen*. Ich kriegte es nicht

hin, ihre Hasenzähne zu zeichnen, ohne das ganze Bild zu versauen.

Als sie mich das erste Mal schikanierte, verstand ich wegen ihres Sprachfehlers und meiner langen Leitung nicht, was sie überhaupt sagte. »Du bist fett! Du bist fett!«, schrie sie mich auf dem Spielplatz an, während ihre Mutter, eine freundliche Frau namens Margaret, die ungefähr fünfzehn Jahre lang nonstop schwanger war, hastig meiner Mum versicherte: »Sie meint ›groß‹, ehrlich, sie meint ›groß‹, nicht ›fett‹ – sie verwechselt die beiden Wörter einfach nur!« Da Erin immer noch mehr mit mir redete als irgendwer sonst, ging ich trotzdem automatisch davon aus, dass wir beste Freundinnen waren. Bei der Frage, wer deine beste Freundin war, schien es nicht viel Spielraum zu geben; sie wählten einen einfach aus.

Ich mochte absolut nichts an ihr. Sie war unfassbar verwöhnt, und wir hatten keinerlei gemeinsame Interessen. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war das Lesen, was sie aber kaum beherrschte. Andere Außenseiter behandelte sie mit einer unbarmherzigen Grausamkeit, die mich zusammenzucken ließ, da ich mich ihnen stärker verbunden fühlte als ihr. Bei autistischen Mädchen kommt das häufig vor: Wir freunden uns gerne mit dem beliebtesten Mädchen an und ahmen ihr Verhalten nach, weil wir uns so auf der sicheren Seite wähnen. Dann klammern wir uns für den Rest der Schulzeit an sie wie an ein Rettungsboot.

Bei Erin habe ich viele schreckliche Wochenenden verbracht. Sie nahm mich mit in die Speisekammer (ihre Familie hatte eine Speisekammer!), um die endlosen Vorräte an leckerem Essen zu inspizieren. Dann ließ sie mich am Küchentisch Platz nehmen, wo sie eine Packung Schokolinsen nach der anderen aß und mit eiskaltem Blick beobachtete,

wie ich mit leeren Händen dasaß und nicht wusste, was ich tun oder sagen sollte. Zusammengesunken in meinem Stuhl ließ ich regungslos ihre Tiraden über mich ergehen und fragte mich, wie es sein konnte, dass ich hundertmal besser lesen konnte als sie, mir aber die Fähigkeit abging, mich gegen jemanden zu behaupten, der kaum ein Wort richtig aussprechen konnte. Mir war bewusst, dass ich zwar klug war, aber auch zu langsam, um auf Beschimpfungen zu reagieren. Beleidigte mich jemand, überschrieben in meinem Hirn die Höflichkeits- und Sei-ein-braves-Mädchen-Programme, die ich jeden Tag abspulen musste, um mit meinen Mitmenschen auszukommen, den Teil, der raunte: *Das ist nicht in Ordnung.*

Bevor ich Erin kannte, war ein Baum auf dem Spielplatz mein bester Freund. Ich fühlte mich ihm äußerst verbunden, ich lief im Kreis um ihn herum, sprach leise mit ihm, kletterte auf seinen Wurzeln herum und streichelte ihn. Das Ganze nahm locker die komplette Mittagspause in Anspruch. Wie von Stein zu Stein hüpfte ich von Wurzel zu Wurzel und umrundete ihn immer wieder, während ich mich am Stamm festhielt. Die Kinder auf dem Spielplatz, zu denen ich gelegentlich hinübersah, waren mir dabei ziemlich egal. Als ich mich von dem Baum verabschieden musste, weil ich vom Kindergarten auf die Grundschule wechselte, war das sehr emotional für mich. Die ganze Woche hatte ich mich darauf vorbereitet und auch versucht, ihn darauf einzuschwören. Ich ging davon aus, dass er ebenso traurig war. »Auf Wiedersehen, mein Freund«, wisperte ich und strich ihm über die Rinde.

Fünfzehn Jahre später sah ich in dem Stripclub, in dem ich damals arbeitete, an einem ruhigen Montagabend die Dokumentation *Married to the Eiffel Tower*. Darin geht es

um Menschen, die sich selbst als »objektsexuell« bezeichnen – in diesem Fall hauptsächlich Frauen, die sich unbelebten Objekten stark verbunden fühlen und sogar sagen, dass sie in sie verliebt sind. Die vorgestellten Frauen sind allesamt Autistinnen. In der Doku wird das nur beiläufig erwähnt, als wäre es für das ganze Spektakel wenig relevant. Ich lachte mit den anderen, während wir zusahen, wie eine Frau die Unterseite einer Achterbahn küsste oder eine andere, rittlings auf einer Strebe des Eiffelturms sitzend, diesem etwas zuraunte. Doch später sah ich mir die Doku allein immer wieder an – nicht weil ich auf unbelebte Objekte abfuhr, sondern weil es mir alles andere als dumm erschien, dass man eine Verbindung zu Dingen empfinden könnte.¹²

Als ich mich eines Tages mit meinem Baum unterhielt, näherte sich mir ein anderes Kind. Es kam zu uns herübergewankt und trampelte auf den Wurzeln des Baums herum, als habe er keine Gefühle. Ganz genau inspizierte ich das Gesicht des Kindes, seinen Topfhaarschnitt und die Blase aus grünem Rotz, die sich bei jedem Atemzug aufblähte. Es fragte mich, ob ich mit ihm spielen würde. Ängstlich täschtelte ich den Baum, wie um ihm zu versichern: »Keine Sorge, wir sind es gleich wieder los.« Ich verstand kein Wort von dem, was das Kind sagte, aber durch mehrmaliges Nachfragen fand ich heraus, dass sein Name Abby war und

¹² Wie bei vielen Autistinnen war bei Erika Eiffel, die in der Dokumentation vorkommt, eine Persönlichkeitsstörung fehldiagnostiziert worden – in ihrem Fall nach einem sexuellen Übergriff in der Armee. Ihre romantische Bindung an ihren Sportbogen und später an den Eiffelturm wurden als Trauma/Fetisch abgetan, anstatt sie als natürliche – und, wie ich sagen würde, harmlose – Begleiterscheinung ihres Autismus anzuerkennen. Die Objektophilie, aufgrund derer sie ihren Bogen als Teil ihres eigenen Körpers empfand, verhalf ihr dazu, eine international erfolgreiche Meisterin im Bogenschießen zu werden. Sobald sie es öffentlich machte, ließen sie sämtliche Mediensponsoren fallen.

wir nun Freundinnen sein müssten. So lief es immer. Ich machte mein eigenes Ding, und andere drängten mir ihre Freundschaft auf, ob ich es wollte oder nicht. Ich schrieb ihr Briefe in einem ängstlich-belehrenden Tonfall:

Abby, lass uns bitte jede Woche einander einen Brief schreiben und uns erzählen, mit wie vielen Jungs wir befreundet sind. Wie viele Freunde hast du? Ich habe acht.

Als diagnostizierte Autistin erkenne ich rückblickend, wie ich schon damals verzweifelt versuchte, soziale Interaktionen mit Freunden durchzuplanen. Ich wollte sozusagen ein Drehbuch für Unterhaltungen schreiben, um die Kontrolle über sämtliche Äußerungen zu behalten und die schreckliche Ungewissheit zu vermeiden, die eine Jugend als Mädchen mit sich brachte – die vagen Kommentare aus dem Nichts, die fiesen unergründlichen Seitenblicke, die Unvorhersehbarkeit sozialer Abläufe, die Hilflosigkeit der Unwissenheit. Diese Art von Skript ist für autistische Menschen essenziell. Wer keine soziale Intuition besitzt, kann dadurch effektiver interagieren.

In einer Filmszene von *Matrix* wird Neos Hirn per Computer mit sämtlichen Kampftechniken gefüttert, die es auf der Welt gibt. Als er schließlich die Augen öffnet, sagt er: »Ich kann Kung-Fu.« Etwas Ähnliches passiert mit autistischen Mädchen und Literatur. Ich hatte keine Ahnung, was Menschen mit ihren Aussagen meinten. Soziale Interaktion fiel mir schwer, also las ich so viel wie möglich über ganz unterschiedliche Themen: Ich eignete mir Wissen über Menschen und wie sie miteinander sprachen an, lernte Sprichwörter und Metaphern auswendig, die anderen – sogar

Erin – geläufig waren. Jahrelang verursachten mir gewisse Redewendungen körperliches Unbehagen, da ich ihren Sinn nicht verstand. Las ich in Büchern, dass jemand »die Stimme senkte«, wunderte ich mich, warum eine Romanfigur plötzlich in einen tiefen Bariton verfiel.

»Och, Maw, how are ye?«, fragte ich eines Tages meine Mum. Weil mir die Romane ausgegangen waren, hatte ich alte schottische Comics gelesen, die ich auf dem Dachboden gefunden hatte. Ich hoffte, ungefähr an den mit Scots durchsetzten Dialekt heranzukommen, den meine restliche Familie sprach, während ich eine steife formelle Sprache benutzte, die allen direkt zu signalisieren schien, dass etwas mit mir nicht stimmte. Nun klang ich stattdessen plötzlich wie jemand aus dem Dundee der 50er-Jahre. Meine Eltern kreischten vor Lachen, so schräg war es. Jeder meiner Versuche, mich anderen anzupassen, lief darauf hinaus, dass ich nur noch seltsamer erschien und mich noch stärker von normalen Menschen isoliert fühlte.

Außerdem hatte ich täglich mit meinen sensorischen Problemen zu kämpfen. Alle liebten es, die Geschichte zu erzählen, wie ich einmal Blumenmädchen bei einer Hochzeit gewesen war. Bei Partys saß ich kopfschüttelnd unter dem Tisch, während ich zuhörte und mich fragte, ob ich wohl irgendwann mal meine Version der Geschichte erzählen würde.

»Fern war ja so niedlich, weißt du, also wollten sie sie gerne dabeihaben. Sie hatte ein richtig hübsches Kleid an, aber dann schrie sie ohne irgendeinen Grund die ganze Kirche zusammen. Hahaha, yep, genau wie das Kind in ›Das Omen!« An dieser Stelle mischten sich für gewöhnlich andere Verwandte ein: »Sie mussten sie rausbringen und ihr den Hintern versohlen!« Woraufhin eine kettenrauchende

Tante bitter hinzufügte: »Ich hab mich während der Zere-
monie auf sie draufgesetzt, damit sie ruhig war.« Als ich
während des anschließenden Empfangs mein schönes Kleid
absichtlich in Stücke riss und wie am Spieß brüllte, waren
sich alle endgültig einig, dass ich durch und durch böse war.

Meine Erinnerung an den Tag sieht folgendermaßen aus:
Ein paar Leute unterbrachen mich beim Spielen und steck-
ten mich in ein kratziges Spitzenkleid, das sich anfühlte, als
würden Feuerameisen über meine Haut krabbeln. Dann
wurden mir die Haare so fest zusammengeflochten, dass
sich meine gesamte Kopfhaut anfühlte wie in einen Schraub-
stock gespannt. Ich rannte in den Garten und kratzte mir
wie wild den Kopf, um dieses unerträgliche Gefühl loszu-
werden. Das Spitzenkleid war die reinste Folter auf meiner
Haut. Jemand schlug mich, zerrte mich zurück ins Haus und
band mir die Haare wieder zusammen. Ich erinnere mich
kaum an den Gottesdienst, würde aber wetten, dass das Sin-
gen, die Unwägbarkeit der Situation, die ziehende Kopfhaut
und das kratzige Kleid zu einem Meltdown führten, der wie-
derum nach sich zog, dass ich erneut geschlagen wurde und
man sich auf mich setzte. An diesem Punkt der Geschichte
sagten die verblüfften Erwachsenen in der Regel: »Wir ha-
ben ihr eine Packung Kaubonbons gegeben, um sie zu be-
ruhigen, aber sie wollte noch nicht mal für die Fotos posie-
ren.« Süßigkeiten hin oder her: Ich wage mal zu behaupten,
dass niemand, der gerade einen Meltdown hinter sich hat,
in der Stimmung für eine Fotosession ist. Heute komme ich
danach kaum noch aus dem Bett.

Meine Mum ließ mich schon früh meine eigene Kleidung
aussuchen, da ich mich bei vielen Sachen schlicht weigerte,
sie anzuziehen, und Meltdowns folgten. »Ich hatte keine
Wahl.« Zur Schuldisco tauchte ich wahlweise in einem

leuchtend pinken Herrenhemd oder im orangen Trainingsanzug auf, oder aber von Kopf bis Fuß in Beige, beige Reithose, beiger Pulli und beige Stiefel. Der Look hatte nichts mit 90er-Jahre-Mode zu tun. Diese Klamotten lagen noch nie im Trend.

Einmal fuhr ich in knallblauen Holzpantoffeln mit dem Skateboard den steilen Hügel bei unserem Haus hinunter – ich war mit meiner Mutter aneinandergeraten, und sie hatte mich auf die Arme geschlagen, also war ich wie jedes normale Kind nach draußen gestürmt, um in Holzschuhen einem Extremsport nachzugehen. Die Kombination aus dem 45-Grad-Gefälle unserer Straße und meinen Koordinationschwierigkeiten in den klobigen Schuhen führte dazu, dass ich mehr oder weniger sofort stürzte und mir das Handgelenk brach. In der Praxis legte der Arzt eine Bandage an, dann warf er einen genaueren Blick auf meinen Oberarm. Er zeigte auf die langen roten Striemen, die sich dort abzeichnen begannen, an einigen Stellen war die Haut blutig. »Was ist denn das?«, fragte er. Nachdem Mum mir auf den Arm geschlagen hatte, hatte ich mich wie verrückt gekratzt, um das Gefühl loszuwerden. Jedes Mal, wenn mich jemand unerwartet berührte, zuckte eine Vibration wie von einer Stimmgabel durch mein Nervensystem, sodass mein ganzer Körper juckte und sich wand.

Ich zuckte mit den Schultern. Der Arzt sah Mum fragend an. Auf dem Weg zum Auto schimpfte sie mit mir. »Hast du dich wieder mit deinen Klauen bearbeitet! Sie werden mir das Jugendamt auf den Hals hetzen! Die denken, ich war das!« Ich sah zum Autofenster hinaus und wusste nicht, was ich sagen sollte. Wenn mich jemand berührte, vor allem wenn es nur leicht war, musste ich mich einfach kratzen. Ich *musste*. Es war so selbstverständlich für mich wie Blinzeln.

»Sie werden mir das Jugendamt auf den Hals hetzen!«, sagte sie nochmals, als sie das Auto anließ. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit etwas aufhören sollte, was für mich ein Reflex war wie Husten. Ich beschloss, das Gekratze und Gezappel in Zukunft heimlich zu erledigen, wie den Gang zur Toilette.

»Hast du jemals Stimming-Verhalten bei mir wahrgenommen?«, fragte ich meine Mum nach der Diagnose. »Dass ich mit den Händen herumgefuchelt oder sie aneinandergerieben habe, mit dem Körper hin und her gewippt bin?«

Sie hielt einen Moment inne und dachte nach.

»Du hast ständig an dir rumgekratzt.«

Es fiel mir sofort wieder ein. *An dir rumgekratzt*. Es war das erste Mal, dass ich das in einem neutralen Tonfall hörte.

Mum bestand darauf, mir abends die Haare zu waschen und sorgfältig zu föhnen, was ich komplett furchtbar fand. »Sitz doch mal still!«, herrschte sie mich an, während ich mich protestierend unter ihren Händen wand. Für mich war es unerträglich, dass sie meinen Kopf berührte und mir mit der Bürste über die Kopfhaut fuhr, also rutschte ich hin und her, und sie schlug mir mit dem Föhn auf den Schädel, damit ich zu zappeln aufhörte. Sobald ich im Bett war, kratzte ich hektisch meinen Kopf und zerstrubbelte mir die Haare wieder. Ich bekam kaum Luft. Mum öffnete die Tür einen Spalt, um zu kontrollieren, dass ich nicht genau das tat, *was* ich tat, dann keifte sie schrill los: »Du hast es ruiniert, du elendes Miststück!«

Sie zerrte mich aus dem Bett, steckte meinen Kopf unter den Wasserhahn, damit meine Haare wieder nass wurden, und die ganze Prozedur begann von vorne – nur diesmal mit mehr Stößen gegen den Kopf. Ich konnte die metallene

Federung im Innern des Föhns scheppern hören, während sie vor sich hin fluchte, wie schrecklich ich war, dass ich immer schon schlecht gewesen sei.

Es ist seltsam, in dem Glauben aufzuwachsen, böse zu sein. Ich nahm es ihnen ab – wir sind so programmiert, dass wir alles glauben, was unsere Eltern sagen –, allerdings dachte ich, dass man sich als böser Mensch mächtiger fühlen müsste. Nicht so einsam. Böse Menschen schienen sich vor nichts zu fürchten, wieso also hatte ich die ganze Zeit Angst?

In der Schule unterhielten wir uns einmal über unsere Mütter. »Meine Mum brät mir öfter mit dem Föhn eins über«, traute ich mich zu erzählen und wartete auf das Entsetzen der anderen ob dieser Misshandlung. Ich rechnete damit, dass sie mir sofort die Nummer der Kinderhilfe in die Hand drücken würden. »Meine Mum macht das auch!«, kreischte ein anderes Mädchen, und wir mussten lachen. Ich möchte meine Mum nicht als Unmensch darstellen. Das war einfach die übliche schottisch-katholische Erziehung: Kinder waren nicht die heiß ersehnten, im Notfall künstlich gezeugten Nachkommen mittelalter Mittelständler – verhätschelte Investitionen, die sich zu rentieren hatten –, sondern etwas, das einem im Leben nun mal passierte und mit dem man klarkommen musste wie Krebs oder eine chronische Krankheit.

In meinen Zeugnissen stand immer wieder »Klug, aber träumt zu viel«. Die Wahrheit war, dass ich unterfordert war und einfach nur höflich sein wollte. Ich konnte bereits lesen – zu Hause machte ich nichts anderes –, und ich hatte keine Lust, so zu tun, als würde ich es in qualvollem Schnecken-tempo mit den anderen erst lernen. Der Lösungsversuch der Schule war, mich in eine Sonderklasse mit einem anderen

schlaues Kind zu stecken (dessen ebenso schlauer Bruder übrigens als autistisch diagnostiziert wurde, als wir auf die Highschool kamen, nur falls jemand annehmen sollte, dass es damals keine Autismusdiagnosen gab). Eines Tages wurde ich gefragt, ob ich den Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten kannte. Der schlaue kleine Junge antwortete. Ich sagte nichts und machte mir auf meinem Stuhl in die Hose. Nachdem ich mich in der Genieklasse vollgeschissen hatte, wurde ich ohne viel Aufhebens wieder in die normale Klasse zurückversetzt. In Hinblick auf Fähigkeiten, die sozialen Status und Respekt einbringen, wird eine hohe Lesefähigkeit enorm überschätzt. Sich nicht im Klassenzimmer die Hosen vollzukacken, das bringt dich wirklich nach vorn.

Das einzige gute Jahr in der Grundschule war das, in dem wir den unglaublichen Mr Rafferty als Lehrer hatten. Er war das gesamte Schuljahr über betrunken, was für uns Kinder aber lediglich bedeutete, dass sein Unterricht ein Riesenspaß war. Er warf den Lehrplan völlig über Bord, um uns die aus seiner Sicht wirklich wichtigen Fähigkeiten für unseren weiteren Lebensweg mitzugeben.

»Also, lasst uns mal aufzählen, wie wir vermeiden können, zu Hause von einem Stromschlag gegrillt zu werden. Fällt jemandem etwas ein?«

»Nicht mit nem Toaster in die Wanne steigen.«

»Das ist richtig, Gordon. Kein Bad mit dem Toaster.«

»Äh, keine Messer in den Toaster steck'n?«, piepste ein Kind mit verkrusteten Ekzemen an den Händen.

»Korrekt.«

Mr Rafferty erzählte uns auch Geschichten von seinem dreibeinigen Hund, und eines Tages winkte er uns alle heran und wies uns an, uns auf den Boden zu setzen. Dann holte er einen Schuhkarton hervor.

»Heute bin ich mit meinem dreibeinigen Hund im Wald spazieren gegangen und habe das hier gefunden ...« Er lehnte sich ein wenig vor und flüsterte: »... einen kleinen Dachs.« Ein paar von uns Kindern drängten sich um den Karton und streckten die Hände danach aus, doch Mr Rafferty zog ihn an sich. »Macht ihm keine Angst. Vielleicht kommt er ja raus.«

Der Dachs lugte aus dem Karton hervor. Ich hatte das Gefühl, gleich weinen zu müssen. Dies war der beste Tag meines Lebens. Statt Schönschrift oder schriftliche Division zu üben, saßen wir von da an jeden Tag auf dem Teppich und warteten darauf, dass Mr Badger sich aus seiner Schachtel locken ließ. Es kam mir wie ein großes Glück vor, denn bisher beschränkte sich meine Naturerfahrung auf das eine Mal, als sich ein Border Collie auf den Spielplatz verirrt hatte und dort im Kreis gerannt war, während wir vor Vergnügen quiekten.

Im Laufe des Schuljahres ließ uns Mr Rafferty immer länger allein. Ich ließ Mr Badgers Karton nicht aus den Augen, aber Mr Rafferty hatte uns verboten, ihm zu nahe zu kommen, schließlich war er immer noch ein wildes Tier. Nur Mr Rafferty konnte mit ihm fertigwerden. Eines Nachmittags, Mr Rafferty saß wahrscheinlich noch im Pub oder schlief seinen Kater aus, fragte ich die beiden Jungs neben mir, was wir tun sollten. Normalerweise sprach ich nicht mit ihnen, aber ich konnte meine Neugier nicht länger zähmen. Für einen Moment hörten sie mit ihrem Gegacker und Gewitzel auf und schauten mich verständnislos an.

»Da ist kein Dachs drin, du dumme Tussi, das ist eine Puppe in einer Schachtel!«

Ich schüttelte langsam den Kopf. Um mich herum drehte sich alles, während ich versuchte, diese Information zu verarbeiten. »Nein, ist es nicht.«

»Na klar, du Vollpfosten!«

Ich stand auf und öffnete zitternd die Schachtel von Mr Badger, dabei achtete ich darauf, meine Hand so weit wie möglich vom Inneren wegzuhalten, damit er sie mir nicht abbeißen konnte. Ich starrte in den Karton und konnte zunächst kaum begreifen, was ich sah. Darin lag eine schäbige alte Handpuppe auf einem Häufchen vertrockneter Blätter. Vor Schreck kippte ich fast aus den Latschen. Gerne würde ich das als normale kindliche Naivität abtun, aber sie ließ nie nach, und von da an wussten alle in der Schule, dass man mir im Grunde alles erzählen konnte und ich es sofort glauben würde.

Kurz nach dem Zwischenfall mit dem Dachs kam Mr Raffertys Trinkerei ans Licht. Eine strenge Engländerin namens Mrs Elliot ersetzte ihn. Ich war so verzweifelt, dass ich für den Rest des Schuljahres im Unterricht nicht mehr aufpasste und in eine tiefe Depression stürzte. Als Mum und Dad zum Elternabend kamen, erfuhren sie von Mrs Elliot, dass ich nicht mitarbeitete und überall durchfallen würde. Im Auto drehten meine Eltern völlig durch. Es war eine einzige Katastrophe. Schlau sein war das Einzige, worin ich gut war, und nun konnte ich nicht einmal mehr das. Mit tränenbeschlagneter Brille ging ich in mein Zimmer und schaute mich einen Moment lang um, dann nahm ich den Gürtel von meinem kleinen Seidenbademantel und bastelte eine behelfsmäßige Schlinge, die ich über mein großes Bücherregal warf. Ich legte sie mir um den Hals, um herauszufinden, ob ich mich so mit Erfolg am Bücherregal erhängen könnte. Dafür musste ich jedoch auf den Knien bleiben. Aber jedes Mal, wenn ich unten war, schienen meine Beine einen eigenen Willen zu entwickeln und sich an mein Scheißleben zu klammern, sodass ich automatisch wieder hochsprang. Also gab ich auf.

Ich war acht Jahre alt.

In der Schule mussten wir alle zusammen *Der kleine Hobbit* lesen. Ich fand das unerträglich, die Welt der Feen, Elfen und Zauberer im Buch erschien mir durch und durch bescheuert und war eindeutig nicht real. Die Künstlichkeit brachte mich auf die Palme. Ich mochte das Buch nicht nur nicht, ich hätte mir am liebsten die Ohren zugehalten, sobald jemand daraus vorlas. Unser Lehrer lächelte, als er uns erzählte, dass es sein Lieblingsbuch sei. Dann lies es doch selbst, dachte ich. Der Umfang des Buchs und die miserablen Lesekompetenzen in der Klasse führten dazu, dass wir das ganze Schuljahr damit zubrachten. Ich war jedoch nicht bereit, mir meine Lesezeit klauen zu lassen, also schmuggelte ich meine eigenen Bücher in die Klasse, die ich in den *Hobbit*-Einband packte, um so den Quatsch über Mittelerde und Gandalf auszublenden. Ich flog auf, eine Diskussion mit meinen Eltern folgte, danach hatte ich die Sondererlaubnis, im Unterricht zu lesen, worauf ich Lust hatte.

In der Mittagspause aß ich meine Sandwiches auf der Toilette. Warum, wusste ich selbst nicht so genau, es schien mir dort einfach ruhiger. Als man mich erwischte, wurde ich zum Gespräch zitiert, in dem man mir vorhielt, wie dreckig und abstoßend mein Verhalten war. Ich fühlte mich entsetzlich gedemütigt und wusste nicht, wie ich begreiflich machen sollte, dass mir das zwar klar war, es aber schlicht keinen anderen Ort gab, an dem ich meine Ruhe hatte. Erst nachdem ich meine Diagnose erhalten hatte, erklärte mir Sue: »Natürlich hast du dein Mittagessen auf der Toilette gegessen. Das Neonlicht und der Lärm in einer Schulmensa, dazu der Druck, sich mit anderen unterhalten zu müssen, das war einfach zu viel für dich.«

Das Gefühl, in meiner Familie nicht besonders beliebt

zu sein, war immer da. Alle ihre Geschichten drehten sich darum, dass ich im schlimmsten Fall böse und im besten Fall intelligent, aber mürrisch und also jemand war, den man kaum liebhaben konnte. Die einzigen Menschen, die mich bedingungslos zu lieben schienen, waren die Eltern meiner Mum. Die Mutter meines Dads war dagegen eine schreckliche Person, die den Katholizismus gerne als Waffe gegen andere einsetzte. Ich nannte sie Tüdelü, weil sie das immer rief, wenn sie uns beim Abschied hinterherwinkte. Ich nahm einfach an, dass sie uns ihren Namen zurief, und der blieb hängen. Auch heute nenne ich sie noch so, selbst wenn sich die Frage, ob Tüdelü schon tot ist oder noch im Koma liegt, mit Mitte dreißig etwas seltsam anhört.

Meine netten Großeltern waren nicht weniger katholisch, lebten ihren Glauben jedoch auf eine unaufdringliche *Lass-uns-Jesus-nicht-verärgern*-Art aus. Tüdelü hingegen ging das Thema Gottesfürchtigkeit in etwa so an, wie man es Papst Benedikt XVI nachsagte: wie ein Rottweiler Gottes. Am laufenden Band verkündete sie provokante Thesen über den Stand der Dinge auf Erden. Es war schräg, dass sie Granda geheiratet hatte, denn der war meistens so betrunken, dass er überhaupt nichts mehr mitbekam. Ihre einzige Gemeinsamkeit war die Fettleibigkeit. Tüdelü imitierte den Akzent der schottischen Upperclass, Granda sprach mit dem der einfachen Leute. Ständig machte sie sich über gewöhnliche Menschen lustig, obwohl sie es war, die in Bathgate lebte und Tiefkühlpizza aß. Gran benahm sich wie ein Hollywoodstar im falschen Film, den man mit einem Säuer in einer Sozialwohnung zum Method Acting zwang. Jedes Mal wenn ich das t im Wort *butter* verschluckte, hielt sie mir eine Vorlesung über die Bedeutung eines gewissen

Glottisschlags, während Opa halb bewusstlos in der Ecke vor sich hin sabberte.

Die Sommer verbrachten wir mit meinen Cousinen in Tüdelüs Wohnwagen in Donegal. Jeden Abend gab es angebranntes Hackfleisch und Kartoffeln.

»Granny, Granny, machst du mir mit dem Hackfleisch und den Kartoffeln einen Garten?«, fragte meine Cousine eines Abends. Sie kicherte. *Was zur Hölle faselt die da von einem Garten*, fragte ich mich, insgeheim eifersüchtig auf die Geheimsprache, von der ich offensichtlich ausgeschlossen war. *Wann haben sie das denn ausgeheckt?* Gran lächelte, beugte sich über Eva und drückte mit den Gabelzinken Felder in die Kartoffeln. Das matschige Hackfleisch sollte wohl Kuhmist darstellen. Mir fiel Evas kindliches »Granny« im Gegensatz zu meinem gestelzten »Gran« auf, und ich nahm mir vor, es besser zu machen.

Tüdelü vergötterte Eva, die viel hübscher war als ich. Ich hatte zwar recht schöne Augen, sie waren jedoch hinter riesigen Brillengläsern versteckt, und auch meine buschigen Augenbrauen, die mir bis auf die Augenlider hinabwucherten, beeinträchtigten ihre Schönheit erheblich. Zudem hatte ich immer noch einen Schnurrbart. In Evas Gesicht wuchsen nirgendwo Haare, wo sie nicht hingehörten – ein entscheidender Faktor in puncto gutes Aussehen, wie mir klar wurde – , und außerdem hatte sie einen olivfarbenen Teint und Kulleraugen wie eine Disneyprinzessin. Stundenlang kraulte Gran ihr den Rücken, wenn wir vor dem Wohnwagen am Tischchen saßen und *Doris Gray's Greatest Hits* lauschten. Mit finsterem Blick starrte ich unter meinen dichten Brauen hervor und dachte: Ich würde auch gern den Rücken gekrault bekommen.

»Kraulst du mir den Rücken, Gran...ny?«, wagte ich

mich aus der Deckung. Das »Granny« passte zu mir wie eine schlecht sitzende Bluse.

Sie verzog das Gesicht und öffnete und schloss ihre Hand einige Male, während sie mich eiskalt musterte. »Meine Hand ist jetzt müde.«

Nur ein einziges Mal machte Tüdelü mir ein Kompliment: Ich kam aus dem Bad, hatte ein Handtuch um meine Haare gewickelt und wollte mir gerade meine Maulwurfsbrille wieder aufsetzen, um mich in die mir eigene Hässlichkeit zu schicken, als sie mich am Arm packte und hervorstieß: »Grundgütiger! Du siehst aus wie die Muttergottes!« Gran liebte Jesus, und im irischen Katholizismus neigt man dazu, seine Mutter sogar noch mehr zu verehren. Ich setzte also ein breites Lächeln auf, denn mir war klar, dass dies in der säkularen Welt einem Vergleich mit Angelina Jolie gleichkam.

Einmal pinnte mir Tüdelü winzige Füße aus Silber an den Pulli, die aussahen wie die Brosche an ihrer Strickjacke. Ich war begeistert, denn sie waren genauso groß wie Füße eines Babys zu dem Zeitpunkt, wenn seine böse Mutter es umbringen wollte, und indem wir die Broschen trugen, demonstrierten wir unsere Unterstützung für alle ungeborenen Kinder dieser Erde. Ich sah mir in der Kirche gerne die Poster mit den Bildern von toten Babys in Mülleimern an, es machte die Messe interessanter, auch wenn mich verwirrte, dass meine Eltern zu Hause so viele TV-Sendungen und Bücher als ungeeignet deklarierten, aber kein Problem mit den toten Mülleimerbabys hatten.

Für jemanden, der sich so leidenschaftlich für ungeborene Leben einsetzte, schien Tüdelü Kinder ganz schön zu hassen, sobald sie keine Föten mehr waren. Trotzdem verbrachte ich gerne Zeit mit ihr. Nicht weil sie irgendeine Art

von Geborgenheit oder menschliche Wärme verbreitete, sondern weil man aufgrund ihrer ständigen Tiraden über Moral, Etikette und den Tod immer genau wusste, woran man bei ihr war. Niemand sonst war jemals ehrlich, was das Leben zu einem Minenfeld machte, auf dem man ständig in die Luft fliegen konnte. Aus diesem Grund sprach ich die Dinge einfach aus. So ließ sich am schnellsten herausfinden, was andere Menschen wirklich dachten. Beging man in Tüdelüs Augen einen sozialen Fehltritt, korrigierte sie einen derart harsch, dass man es nie wieder vergaß: Sinéad O'Connor war der Teufel in Person; Homosexuelle ruinierten die schöne Welt; nur sehr hübsche Frauen sollten ihr Haar aus dem Gesicht gekämmt tragen.

Eines Tages verkündete ich eher beiläufig, dass ich lieber keine Kinder hätte – ein angebrachtes Thema für eine Plauderei, immerhin war ich zehn. Sie haute mir schallend eine runter. »Du wurdest auf diese Erde gesetzt, um Kinder zu bekommen!«

Meine Großmutter mütterlicherseits war eher eine normale Oma: Sie machte weder einen Hehl aus ihrer Liebe zu mir noch widerte es sie an, mir ihre Zuneigung zu zeigen. Es war jedoch viel schwerer, zu erkennen, was wirklich in ihr vorging. Passte ihr etwas nicht, konnte sie dies nur durch eine Abfolge von Räusper-, »ts-ts«- und Klicklauten äußern, an deren Studium Sozialanthropolog:innen sicherlich großes Interesse hätten. Wühlte ich mich durch ihre Schränke voller Kram und altem Spielzeug aus den 60er-Jahren, lachte sie und drückte mich. »Na, stöberst du wieder?«, sagte sie dann und reichte mir einen Teller Kekse.

Als sie selbst einmal stöberte, und zwar in meiner Schultasche, nahm sie mich anschließend zur Seite. Sie schien fix und fertig.

»Schätzchen«, begann sie, »ich habe da ein paar Sachen gefunden, in deiner – in deiner Tasche.«

»Was denn?«

Sie blickte entsetzt zu Boden und räusperte sich erneut.
»Die tun dir nicht gut.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach. Es folgten drei weitere Räusperer, einer aufgewühlter als der andere. Angefeuert von meinem insistierenden »Was? Was?« und nach vielen Klicklauten und allerlei Gemurmeln und Geräusper ihrerseits einigten wir uns schließlich darauf, dass sie meine Tampons meinte.

»Die taugen nichts, Liebes.«

Als Erwachsene weiß ich heute, dass dies – wie meine gesamte Erziehung – mit unserem gestörten irisch-katholischen Glauben zu tun hatte: in diesem Fall mit der Auffassung, dass Tampons die Jungfräulichkeit gefährden. Alles, was etwas in einer Vagina zu suchen hat, wird sofort mit einem Penis gleichgesetzt, was Quatsch ist, denn jemand mit einem Schwanz in Tamponggröße hätte null Chancen bei mir.

Ich liebte die Mum meiner Mum, überließ sie aber damals kopfschüttelnd meinen winzigen Liebhabern aus Baumwolle, die sie wütend anstarrte. Der Glaube, dass die Periode etwas war, für das man sich schämen musste, war allgegenwärtig, aber weil ich pausenlos Romane las, wusste ich glücklicherweise, dass das Ganze völlig normal war und die Welt nur nicht darauf klarkam. Ich hatte meine erste Periode mit elf. Um meine Mum zu schonen, erzählte ich es ihr drei Monate lang nicht, und erst als ich das ganze Bett vollgeblutet hatte, tauchten plötzlich einige dicke Binden in meiner Kommode auf. Auch meine Mutter hatte eine komische Einstellung zur Periode. Einmal kam sie ins Badezimmer, als ich in der Badewanne saß. Sie wirkte unruhig,

und auf ihrem Gesicht lag derselbe gequälte Ausdruck, den Gran zur Schau trug, wenn das Geräusper losging.

»Fern ... du weißt doch, dass meine Freundin Jane manchmal nicht mit ins Wasser kann, wenn wir schwimmen gehen, weil ihr das Bein wehtut?«

Ich nahm eine Schüssel und schüttete mir Wasser über die Haare. »Klar.«

Mum verzog das Gesicht. Sie wirkte, als wäre sie an jedem anderen Ort der Welt lieber als gerade hier. »Also ... es geht nicht wirklich um ihr Bein.«

Sie schaute mich vielsagend an. Wieder so etwas, was Menschen mein Leben lang tun würden, statt auf den Punkt zu kommen. Ich wünschte, die Leute würden einfach aussprechen, was sie meinen. Ich starrte ausdruckslos zurück. An vage, unsinnige Diskussionen war ich in dieser Familie gewöhnt, also konnte ich warten. »Okay.«

Mum schien genervt, als wollte ich mit Absicht nicht verstehen. »Fern. Jane hat ihre *Periode*.«

Das Wort *Periode* sprach sie aus, wie man »Amputation« oder »Chemo« sagen würde.

»Warum benutzt sie denn nicht einfach Tampons?«, fragte ich ungeniert. Mum verließ das Badezimmer, und ich planschte noch ein wenig herum, während ich mich fragte, warum Jane so blöd war, Binden zu benutzen wie ein Riesenbaby. Sogar in der Tamponwerbung kam eine schwimmende Frau vor. Meine Güte.